

QUERSCHNITT

71



QUERSCHNITT



REISE-DOPPELHEFT

Zigeuner — Thos. Cook, Son and Grandchild — Seeräuber-Oper — Bei den Irren — Die Weisheit des Ungelehrten — Fliegen im Orient — Das Land der Stillen — Englische Gesellschaft — Etwas Spanisch — Deutsche Folgeunrichtigkeiten — Reisebüro vor 150 Jahren — Die Karriere einer Stadt — Ein Reporter bereist den Balkan

52 REISEFOTOS

XIV. Jahrgang, Heft 6/7, Doppelheft Juni-Juli 1934

Preis M. 1,50

Voranzeige

Paul Friedrich

Deutscher Zitaten= Schatz

250 Seiten Text / 40 Seiten Bilder **3.75**
Ganzleinen RM.

Das Buch „Deutscher Zitaten-schatz“ bildet den vorhandenen ähnlichen Werken gegenüber einen wichtigen Unterschied vor allem dadurch, daß es sich bewußt auf ein Spezialgebiet beschränkt, — wir wollen weder ein Zitatenlexikon im landläufigen Sinne noch eine Sammlung geläufiger Sprichwörter bringen, sondern ein umfassendes Werk über die geflügelten Worte des deutschen Sprachschatzes. Zitate, die in die breite Masse nicht eingedrungen sind — und viele in den einschlägigen Lexiken befindliche Zitate gehören zu dieser Kategorie — haben für uns eben deshalb kein Interesse, sie sind nicht Volksgut geworden.

Kurt Wolff Verlag / Berlin

FERIEN UND REISEN

<i>Georg Schwarz: Thos. Cook, Son and Grandchild</i>	339
<i>Artur A. Fenners: Zigeuner</i>	343
<i>Hans Georg Brenner: Das Land der Stillen</i>	347
Zu diesem Heft	351
<i>Hotter und Keiser: Seeräuber-Oper</i>	352
<i>Rudolf Großmann: Bei den Irren</i>	356
<i>Georg Britting: Tiroler Dorf</i>	359
<i>Beverley Nichols: Englische Gesellschaft</i>	360
Morgenstern-Annoncen	363
<i>F. K. Frh. v. Koenig-Warthausen: Fliegen im Orient</i>	364
<i>Konrad Bercovici: Die Weisheit der Ungelehrten</i>	365
Deutsch. 3. Folgeunrichtigkeiten	369
<i>Anton Schnack: Zwei Gedichte</i>	373
<i>A. L. Erné: Philosophie der Geburt</i>	376
Reisebrief	377
<i>Heinz Geck: Etwas Spanisch</i>	379
Polnische Sprichwörter	382

52 REISE-FOTOS

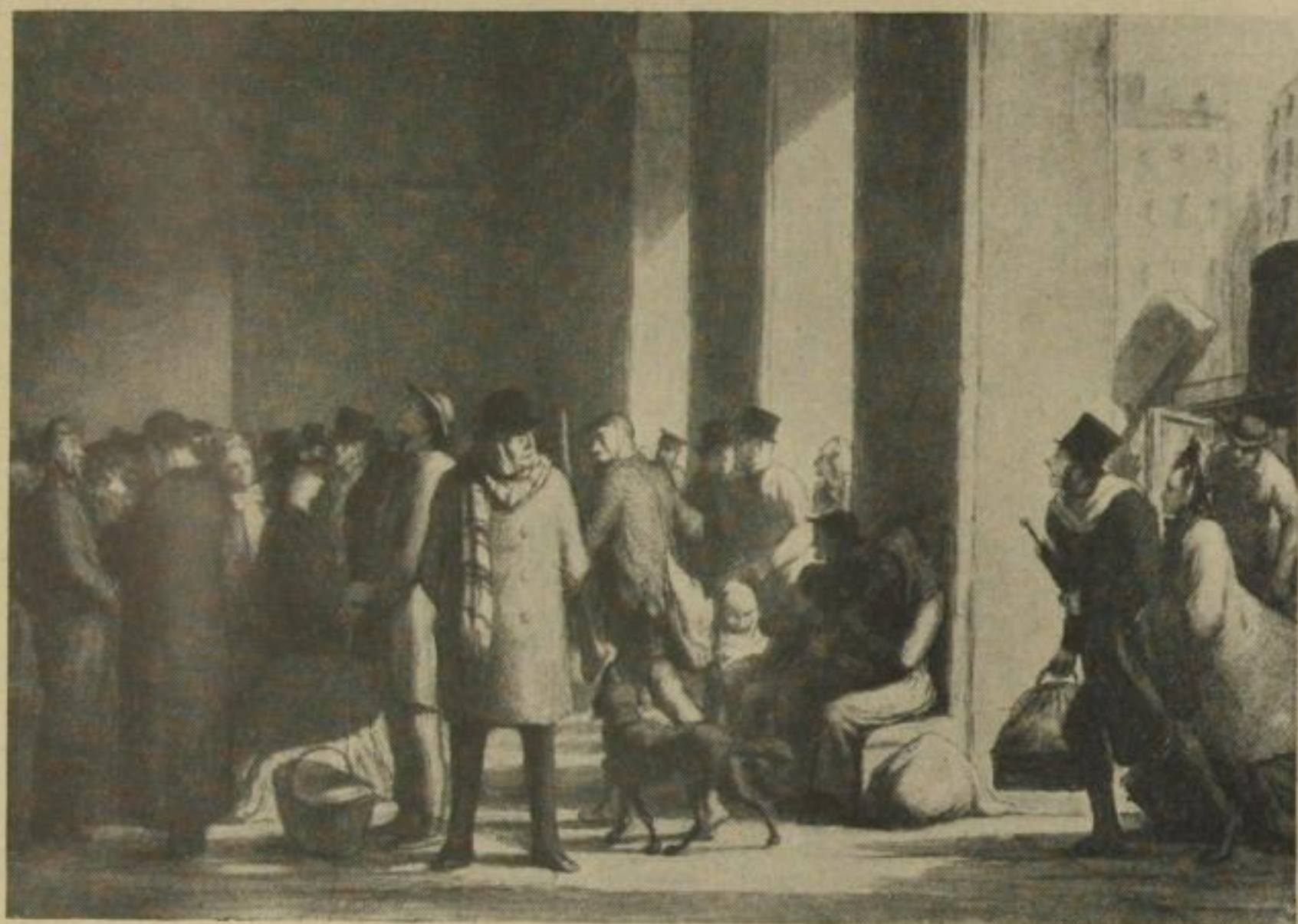
Umschlagfoto von *Erich Retzlaff**Marginalien*

Die Karriere einer Stadt — Ein Reporter bereist den Balkan — Reisebüro vor 150 Jahren — Alte Anekdote — Ist Reisen unsittlich? — Ein deutscher Bierabend in Neapel — Ein Italiener lobt den Rhein — Prophezeiungen — Warnung vor luftförmigen Bädern — Aus einem Brief der Markgräfin Wilhelmine v. Bayreuth

Zeichnungen von Bürger — Daumier — v. d. Heide — Hogarth — Kubin — Mammen — Nerlinger — Siebe — Zille — Kinderzeichnungen

Bücher-Querschnitt

Copyright by Kurt Wolff Verlag A. G. Berlin NW 87



Daumier

Thos. Cook, Son and Grandchild

Von

Georg Schwarz

Die Karikaturisten der deutschen Witzblätter in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wären um Stoff sehr verlegen gewesen, wenn ihnen nicht ein gewisser Herr Cook aus London als ergiebiges Sujet den reisenden Engländer gleich herdenweise vor den spottlustigen Zeichenstift geliefert hätte. Die Zeichner schufen daraus einen festumrissenen Typ des Briten, nach dem sich der Durchschnittsbürger seine Vorstellung von dem Inselvolk machte. Es waren außerordentlich würdevolle, ältere, backenbärtige Herren in karierten Anzügen und mit einem Tropenhelm auf dem Kopfe, von dessen Rückseite lustig wie ein Wimpel die armlangen Enden eines Mückenschleiers wehten; Herren mit immer gezücktem Fernglas oder trinkgeldspendenden Händen, begleitet von spindeldürren jungen Damen mit staksigen Beinen, Misses, die auf den Nasen großkalibrige Brillen trugen, in großkarierte Schottenwolle gekleidet waren, und die vor den Sehenswürdigkeiten im Baedeker nachlasen, ehe sie „Wonderful“ und „Awful nice“ sagten.

Dennoch mag der sagenhafte Mr. Cook, der erstmalig mit praktisch organisatorischen Prinzipien die Welt für die Touristik erschloß, mehr für die Hebung der gegenseitigen Achtung unter den Völkern getan haben als manche von allzuviel blasser Theorie angekränkelte zwischenstaatliche Vereinigung wohlwollender Weltbeglucker.

Thomas Cook, der Begründer des weltumspannenden Reisebüros Thos. Cook & Son, wurde 1808 in Melbourne in England geboren und starb nach

einem arbeitsreichen Leben im Jahre 1892 in der norwegischen Stadt Bergen. Seine Jugendzeit ließ die Geborgenheit eines gesicherten Familienlebens vermissen, sonst hätte er wohl kaum vom zehnten Lebensjahre an mit zupacken müssen, um sein Brot zu verdienen. Der kleine Tom verdingte sich zuerst als Gärtnergehilfe, erlernte dann die Holzdrechslerei und später auch noch Gutenbergs schwarze Kunst, die er in Loughborough als Drucker ausübte. Von gläubigem Herzen und bibelkundig wie der Teufel, um mit Lessing zu reden, fiel es dem vielseitigen jungen Mann nicht schwer, als Zwanzigjähriger Bibelvorleser und Dorfmissionar „for the county of Rutland“ zu sein, wie die spärlichen biographischen Notizen über seine Frühzeit mitzuteilen wissen. Seine 1832 geschlossene Ehe ermöglicht ihm die Gründung einer gesunden geschäftlichen Existenz: auf der Grundlage der im Kindesalter erlernten Drechslerei. Vielleicht hätte der sehr ehrenwerte Mr. Cook sein gottwohlgefälliges Leben innerhalb des ehrbaren Gewerks der Drechsler beschlossen, wenn der — Alkohol nicht gewesen wäre. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der nachmalige Erfinder des Rundreise-Billetts ein Trinker war! Im Gegenteil! Sein puritanisches Gewissen hatte ihn in die kämpferischen Reihen der Temperenzler getrieben, jener Spezies von Menschen, die sich die Austilgung des sündhaften und süffigen Stoffes anders als durch ausgepichte Gurgeln denken. In Loughborough sollte ein großes Meeting für den Gedanken der Enthaltbarkeit vom Alkohol zeugen, und um diesen Aufmarsch so machtvoll wie möglich zu machen, überredete Thomas Cook die Direktoren der „Midland Counties Railway Company“ dazu, von Leicester aus einen Sonderzug nach dem Ort des Treffens ins Rollen zu bringen, der jeden Mitfahrer für das Entgelt von einem Schilling sicher hin- und zurückbringen sollte.

So kam es am 5. Juli 1841, ungefähr sechzehn Jahre nach der Freigabe der ersten öffentlichen Eisenbahn von Stockton nach Darlington und noch zu Lebzeiten ihres Schöpfers Stephenson, zur ersten Gesellschaftsreise mit dem neu-modischen, dampfbetriebenen, weltaufschließenden Verkehrsmittel. Und weil dieser Versuch soviel Erfolg gehabt hatte, obgleich er nicht aus dem Gedanken an Profit, sondern von einem mit Idealen erfüllten Herzen geboren worden war, ließ sich das geschäftlich nicht unbegabte Hirn des auch nüchtern kalkulieren könnenden Cooks nicht länger ausschalten. Er spürte, daß hier die große Chance seines Lebens lag, und nun ging er mit der seinem Volke eigenen Ausdauer in geschäftlichen Dingen daran, aus seinem spontanen Einfall ein „Business“ zu machen.

Ein Dezennium nach dem Start des Trains der Abstinenten in Leicester vermittelte Mr. Thos. Cook 165 000 schaulustigen Mitbürgern seiner engeren Heimat die unerhörten Sensationen der Weltausstellung in London, wo sie u. a. nach Herzenslust das Wunder bestaunen konnten, das der junge Industrielle Alfred Krupp aus Essen an der Ruhr der ganzen Welt mit einem homogenen, durchgeschmiedeten Tiegelstahlblock bot, der über 2000 Kilogramm wog und seinem auf dem Weltmarkt bis dahin so gut wie unbekanntem Schöpfer den höchsten Preis eintrug: „The Council Medal“. So war Cook in merry old England fast zu einem Begriff geworden, und dem rührigen Propagandisten der Gesellschaftsreisen schien es nunmehr höchste Zeit, den Sprung über den Kanal zu wagen. Für anderthalb Pfund beförderte er seine Landsleute from Leicester to Calais and back, als im Turnus der Weltausstellungen, vier Jahre nach der ersten, Frankreichs Hauptstadt sich mit der zweiten beglückte.

Damit war der halbwegs bemittelte Durchschnittsengländer in den Stand gesetzt worden, seine insulare Exklusivität für einen Trip aufs Festland vorübergehend aufzugeben. Der Erfolg mit der Reise nach Paris ermutigte Cook im Jahre 1865 dazu, die erste Gesellschaftsrundreise durch die touristisch wichtigsten Länder Europas zu starten. Die junge Fremdenverkehrsindustrie der Schweiz witterte die ungeheuren Möglichkeiten, die in der neuen Form der Gesellschaftsreise lagen, und kam ihrem Erfinder mit außerordentlicher Bereitwilligkeit entgegen, als er daranging, seine Organisation Stück um Stück auszubauen, wozu auch die Einführung der Hotelcoupons gehörte, die dem Cook-Reisenden sein unverbrüchliches Recht auf ein gemachtes Bett für einen im vorhinein erlegbaren fixen Preis sichern.

Cook Son, mittlerweile herangewachsen und unauslöschlicher Bestandteil der Firma geworden, griff aktiv mit ein ins Geschäft, und ihm gelang es, die etwas schwerfälligen Direktoren der Rheinischen Eisenbahngesellschaft davon zu überzeugen, daß er ein Mittel habe, den Reiseverkehr zu beiden Seiten des Rheins gehörig aufzumöbeln. Sie hatten zwar erst skeptisch die Schultern gezuckt, als Mr. J. M. Cook ihnen den Tip mit dem Rundreise-Billet gab, und seine Pläne phantastisch gefunden; dennoch gestatteten sie ihm, nur um ihn loszuwerden, Serien nach bestimmten Gesichtspunkten zusammengestellter Fahrscheine auszugeben, wenn er im Jahre mindestens 500 Stück davon, gültig für die erste Wagenklasse ihrer Züge, absetze. Das für ein Jahr berechnete Kontingent wurde bereits im ersten Monat weit überschritten, und von nun an fragten sich auch die Cook-Reisenden, warum es am Rhein so schön sei. Die Direktoren der „Rheinischen“ strahlten! Das Rundreise-Billet, auch Fahrscheinheft genannt, uns eine Selbstverständlichkeit, war erstmalig Wirklichkeit geworden, und von ihm bis zur Akkordreise zu gelangen, die gegen Zahlung eines Pauschalbetrages alle Kosten einer Reise, von den Hotelaufenthalten bis zu den Besichtigungen von allem Sehenswerten, abdeckt, war nur das logisch zu Ende gedachte Kalkül einer reisetchnischen Möglichkeit.

Dies war zwei Jahre vor dem siebziger Krieg. Mit den in Europa gesammelten Erfahrungen konnten es die smarten Cooks Vater und Sohn wohl wagen, auch den nahen Orient in den Kreis ihrer Berechnungen mit einzubeziehen; sie erfanden das Märchenland Ägypten. Die skarabäenverkaufenden alten Fellachen am Fuße der Pyramiden hätten den großen Effendis aus dem sie väterlich beschützenden Land sicher schon längst im Angesicht der Sphinx das ihnen gebührende Denkmal gesetzt, wenn sie durch die Folgen von Cook & Sons Taten nicht so hoffnungslos korrumpiert worden wären ... die alten, ehrlichen, immerzu im Sande buddelnden Finder der garantiert sechstausend Jahre alten Skarabäen (made in Germany) ...

Wohin du guckst im Land der Pharaonen, Cook! Cook-Nildampfer, Cook-Rasthäuser, Cook-Dragomane, Cook-Wüstenautomobile! Selbst die Nilkatarakte scheinen ihren Gischt allein für die Cook-Passagiere zu versprühen, und daß du im Schlafwagen von Kairo bis nach Jerusalem fahren kannst, hast du Cook zu verdanken. Palästina want to see you!, alles durch Cook, der auch das Heilige Land zu einem Hochziel der Touristik zu machen verstand. Längst hatte der ehemalige Dorfmissionar die erste Reise um die Welt hinter sich gebracht: „Oceanic“ hieß das wackere Schiff, das im Jahre 1872 mit einer Ladung Globetrotter an Bord von Liverpool auszog, um in Cooks Namen zu beweisen, wie klein die Erde geworden sei; ein Beginnen, das den bereits populär gewordenen Namen noch populärer machte und das nach vollbrachter

Tat seinen Segen in Gestalt eines Leitartikels der „Times“ empfing — doch was war dies alles gegen die hochbedeutsame Tatsache des Einsatzes der Weltfirma zugunsten der hohen Politik.

Das geschah in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, damals, als der Mahdi den gesamten Sudan mit seinem Blutbann belegte — als Jungen kannten wir für den Mahdi-Aufstand keine wundervollere Quelle als Karl May — und es sogar fertiggebracht hatte, den englischen General Gordon-Pascha mit seiner Truppenmacht in Khartum einzuschließen. Cook mußte her, und Entsatz mußte hin! Mit Mann und Roß und Wagen schiffte sich das Befreiungsheer auf 55 Dampfern und 650 Segelschiffen unter dem Union Jack und Cooks Kontorflagge ein; doch damit nicht genug. Das prompt funktionierende Reisebüro hatte nicht nur 5000 Arbeiter eingespannt, um die gewaltige Aufgabe bewältigen zu können, sondern auch noch 13 000 Eisenbahnwagen für den Transport der Truppen bereitgestellt. Von ihm aus ging alles klar! Bloß der Mahdi machte die großangelegte Rettungsaktion für Gordon illusorisch.

Der Entsatz fand Khartum dem Erdboden gleichgemacht; General und Besatzung waren niedergemetzelt worden. Später hatten die Cooks — inzwischen war die Firma auf den Sohn und den Enkel des Begründers übergegangen — wenigstens die Genugtuung, Slatin-Pascha, der zwölf Jahre der Gefangene des Mahdi gewesen war und dem die Flucht nach London glückte, seinen Säbel, den ihm die fanatischen Derwische bei seiner Gefangennahme abgenommen hatten, in die Hände zurückgeben zu können. Ein zerlumppter, backschisch-hungriger Beduine, der die Waffe irgendwo gefunden hatte, wußte sie niemandem Besseren anzudrehen als der Cook-Office in Assuan.

Frank Cook, der Enkel (von Angesicht Ramses dem Großen ähnlich, der im Glaskasten des Museums in Kairo sitzt), im Jahre 1929 aus der Firma ausgeschieden, um seine alten Tage in Ruhe auf seinem englischen Landsitz zu verbringen, führte um die Jahrhundertwende die Karawane des Deutschen Kaisers auf der Palästina-reise von Haifa nach Jerusalem. Alles klappte ausgezeichnet, wenn es auch keine Kleinigkeit war, die große kaiserliche Reisegesellschaft auf den ungebahnten Wegen reibungslos in die Heilige Stadt zu bringen. Über tausend Pferde und Kamele waren dabei aufgeboden worden, und ebenso viele heftig gestikulierende und orientalisches beredsame einheimische Arbeitskräfte mußten mit vielen Flüchen immer wieder zur Räson gebracht werden, damit die hohen Herrschaften keinen Grund hatten zu klagen. Bloß die Behörden von Haifa jammerten und beschworen Frank Cook beim Barte des Propheten, ihnen für jeden Preis eine Kanone zu beschaffen, zum Salut-schießen. Es soll das einzige Mal in der Praxis des Hauses gewesen sein, daß es der Erfüllung eines an Thos. Cook & Son gerichteten Wunsches nicht mächtig war.

Nach all diesen Eindrücken läßt sich die von Frank Cook mit einem Auguren-lächeln gegebene Antwort an einen Reporter verstehen, der den Enkel gerade in den letzten Tagen seines Wirkens für die Firma fragte, ob er die nun endlich gewonnene Ruhe mit Reisen auszufüllen gedenke: „Reisen? Zum Vergnügen? Wer? Ich? — — Mein lieber Herr . . .!“

★



Zigeuner

Kinderzeichnung (1870)

Zigeuner

Von

Artur A. Fenner's

Die Sehnsucht, den Raum zu überwinden, ist von jeher eine starke Triebkraft gewesen; sie hat die Länder erschlossen, die Meere erforscht und den Luftraum erobert. Der Hang zur Ferne, zum Erlebnis des Unbekannten, saß im Herzen Hannibals, Alexanders von Mazedonien, der über den Indus setzte, und Dschingis-Khans, dessen Kriegszüge von den Grenzen Chinas bis an den Onjepr gingen; er hat die Imperien der Römer, der Spanier, der Engländer und nicht zuletzt das ausgedehnte Sprachenreich der Deutschen geschaffen, die weit hinaus in eine fremde Welt vorgestoßen sind.

Der Trieb, die weite Welt zu sehen, ist für den seßhaften Menschen das Kompendium zur Heimatliebe; beide befruchten sich gegenseitig. Mag der Wandertrieb mitunter sich selbst übersteigern, Toppelbrüder rings um die Erde treiben, einen Baghalsigen im Faltboot über den Ozean jagen, in jeder dieser Seelen steckt doch dies Stück romantischer Erlebnisfreude und Tapferkeit, das Männer von Männern unterscheidet. Menschen, die mit der Kreatur der freien Wildbahn auf du und du stehn, Natur und Jahreszeit, Glück und Unglück hinnehmen, als könnte es gar nicht anders sein, sind aber Philosophen und Lebenskünstler. Endlos sind die Landstraßen der Länder dieser Welt, aber sie werden den gesunden Menschen aus bodenständiger Rasse doch wieder ins Vaterhaus zurückführen, um ihn desto unverbrüchlicher mit der Scholle zu verschmelzen; nur den Heimatlosen, Entwurzelten treibt es wie Ahasver immer weiter.

*

„Weit von hier in einem Lande, wo ewiger Sommer ist, lebte vor vielen tausend Jahren ein mächtiger König. Der wollte nur ein Mädchen heiraten, das alle Frauen der Welt an Schönheit übertraf. Er machte sich auf eine lange Wanderschaft und traf schließlich des Feuerkönigs Tochter, die ein Wunder an Schönheit war. Die freite er und führte sie heim, obwohl der Feuerkönig gewarnt hatte: Sie wird dein und deines Volkes Unglück sein! Zwölf Jahre lang lebte der König mit ihr in eitel Glück und Frieden, und sie schenkte ihm jedes Jahr einen Sohn. Aber nach dem zwölften Jahr begann der Körper der Königin zu glühen, und die Hitze versengte das Land weit umher, so daß der König mit seinen Söhnen und seinem Volke es verlassen mußte. Aber ihre Haut war von der Hitze braun gebrannt, und sie zogen in die Welt, wanderten und zerstreuten sich über die ganze Erde.“

So erzählt die Sage der Zigeuner. Ihre großen Völker sind zerfallen. Auf den Landstraßen Europas begegnet man heute nur noch Familien, kleinen Stämmen, Versprengten der einstigen Größe. Von Griechenland bis England, von Spanien bis in den fernen Norden wandern sie. Ihr Dorado ist jedoch nach wie vor der Balkan geblieben. Manchmal folgt dem traurigen Zug der dürftigen Wagen ein Bär, eine jener bedauernswerten Kreaturen, die nach überkommener Praxis auf heißgemachten Eisenplatten „dressiert“ werden. Wo die Gegend Einnahmen und Nahrung gewährt, wird haltgemacht. Der Stammeshäuptling sucht einen geeigneten Lagerplatz, die Wagen entladen ihren unglaublichen Plunder: braune, grell geflickte Zelte, schmutzige Speisegeräte, Betten aus Heu- oder Strohhaufen, über die die Frauen die Tücher und Decken, die ihnen tagsüber als Kleidung dienen, ausbreiten. Das Lager und seine Bewohner starren vor Schmutz. Gleich gehen die Mädchen und alle im Betteln Erfahrenen in die Häuser, um Geld und Lebensmittel herbeizuschaffen, soweit man diese nicht schon unterwegs am Feldrande „geerntet“ hat. Geld, Zigaretten, Lebensmittel, Kleidungsstücke, aber auch alte Zeitungen und alte Autoreifen sind begehrte Artikel. Aus dem Gummi macht man Schuhwerk für den Winter und aus den Zeitungen Zigarettenhüllen. Den Tabak schenkt wohl hin und wieder irgendein Bauer, Zigarettenpapier aber ist unerschwinglich teuer.

Die Straßengräben und Schutthalden im weiten Umkreise werden von den Kindern durchstöbert. Für Geld ist dem Zigeuner alles verkäuflich, für Geld kann man die hundertjährige Ahne besichtigen, die mit geschwellenen Beinen dahinsiecht, für Geld legt die junge Mutter ihr erst wenige Tage altes Baby, das noch von vollkommen weißer Hautfarbe ist, an die Brust, für Geld ist alles feil. Die Erwachsenen machen in den Dorfkneipen Tanzmusik, wozu jeder Zigeuner ein angeborenes Talent mitbringt. Und außer der Musik betreibt man noch zwei Handwerke: die Schmiedekunst und die Holzbearbeitung. Der Fremde kann in den Lagern oft beobachten, wie der Zigeuner Bäume fällt, mit der Art rohe Klöße heraus schlägt und diese mit primitivem Werkzeug zu sauberen Trögen, die sich zum Waschen und Backen eignen, verarbeitet. Auch in der Schmiedekunst leistet er gute Arbeit, so daß in manchen Gegenden des Balkans der Hufbeschlag, das Herstellen von Eisengerät, das Flickern von Behältern und Werkzeug nahezu sein Monopol sind. Ein sehr romantisches, aber anstrengendes Gewerbe hat sich im Laufe der Jahrhunderte ziemlich verloren, das ist die Goldwäscherei. In Ungarn und Siebenbürgen bildete es bis vor achtzig Jahren das privilegierte Gewerbe der Landfremden, für dessen Ausübung sie jährlich zwei Dukaten

an den Staat abführen mußten. Nebenher betreibt der Zigeuner das, was ihm erst eigentlich zu seinem zweifelhaften Nimbus des fahrenden Gauners verholfen hat: Pferdehandel unter besonderer Bevorzugung der von ihm entwickelten Methoden der Roßtäuscherei, Verteilung von Ratten und Mäusen (die sich zumeist sehr wohl dabei fühlen), Besprechen franker Viehs (das ohne ihn ebenso genest oder krepirt), Kartenschlägerei, Wahrsagerei und vieles andere mehr.

Das fahrende Zigeunerlager verwandelt sich, wenn die Gegend zu längerem Verweilen lockt oder wenn der Winter vor der Tür steht, in einen festen Lagerplatz, auf dem der Stamm Monate, mitunter sogar Jahre verbringt. Dann werden über einem Holzgerüst aus Strohgarben und Lehm Erdhütten hergestellt, die wie überlebensgroße Maulwurfshügel aussehen. Mitunter werden die Zigeuner auch sesshaft; die meisten Städte des Balkans haben ihre größeren oder kleineren Zigeunerviiertel, die aus langen Straßenzügen elender Baracken bestehen. Aber oft überkommt auch diese Zigeuner der Wandertrieb; im übrigen aber bleiben sie ihrem Lebensprinzip, mit der denkbar geringsten Menge Arbeit ein kümmerliches Leben zu fristen, treu. Nur selten gelingt dem einen oder anderen der Sprung in eine größere oder gar die große Welt.

Seit undenklichen Zeiten haben die Gastvölker versucht, die Zigeuner sesshaft zu machen. Schon um die Wende des vierten Jahrhunderts machte der persische König Bahram Gur mit 10000 Zigeunern, die er von einem indischen Könige zum Geschenk erhalten hatte, schlimme Erfahrungen. Er schenkte jedem der Fremden ein Stück Land, einen Esel, eine Kuh, Weizen und Früchte zur Aussaat. Die Zigeuner fraßen Vieh und Frucht auf und durchstrolchten musizierend das Land. Der Kaiserin Maria Theresia erging es nicht besser, als sie die weiten Landstrecken des in den Türkenkriegen verödeten Ungarn mit Zigeunern zu besiedeln gedachte. Sie erhielten vom Staat Häuser, Vieh, Saatgut und Instruktoren. Aber kaum hatten diese den Stamm verlassen, so erbaute sich der vor den Steinhäusern primitive Hütten, in die man umzog, Vieh und Saatgut aber wurden gleich verzehrt. Die Kaiserin versuchte, ebenso wie später Kaiser Josef II., die Zigeuner zu assimilieren. Die Kinder wurden „christlichen“ Leuten zur Erziehung übergeben, wofür der Staat eine ansehnliche Entschädigung zahlte; außerdem wurde die Ehe zwischen Zigeunern verboten und bestimmt, daß „eine im katholischen Glauben wohlunterrichtete Zigeunermaid, die einen Insassen heirate, eine Aussteuer von 50 Gulden aus Staatsmitteln“ erhalte. Aber die Kinder gingen den Pflegeeltern durch, und die verheirateten Zigeuner behielten die eigene seltsame Auffassung von der Ehe bei. Um die Wende des 18. Jahrhunderts gab man alle Erziehungsversuche auf, und nur noch hochherzige Philanthropen kümmerten sich um die Verdelung des Zigeunervolkes, so der Bischof von Szatmar und ein Pfarrer von Neuhäusel, die Zigeunerschulen errichteten, allerdings ebenfalls, ohne den geringsten Erfolg aufzuweisen. Die Fremden waren und blieben unbelehrbar.

Der historische Wanderzug der Zigeuner ging wahrscheinlich von Vorderindien aus und führte über Persien, wo man das Wandervolk Luri oder Luli hieß, nach Syrien und Phrygien, von dort über den Hellespont nach Griechenland, wo er auf dem Peloponnes sich stautete. Andere Heerscharen des Wandervolkes sollen durch die blutigen Kriege Tamerlans, der Ende des 14. Jahrhunderts Indien heimsuchte, verdrängt worden sein und sich

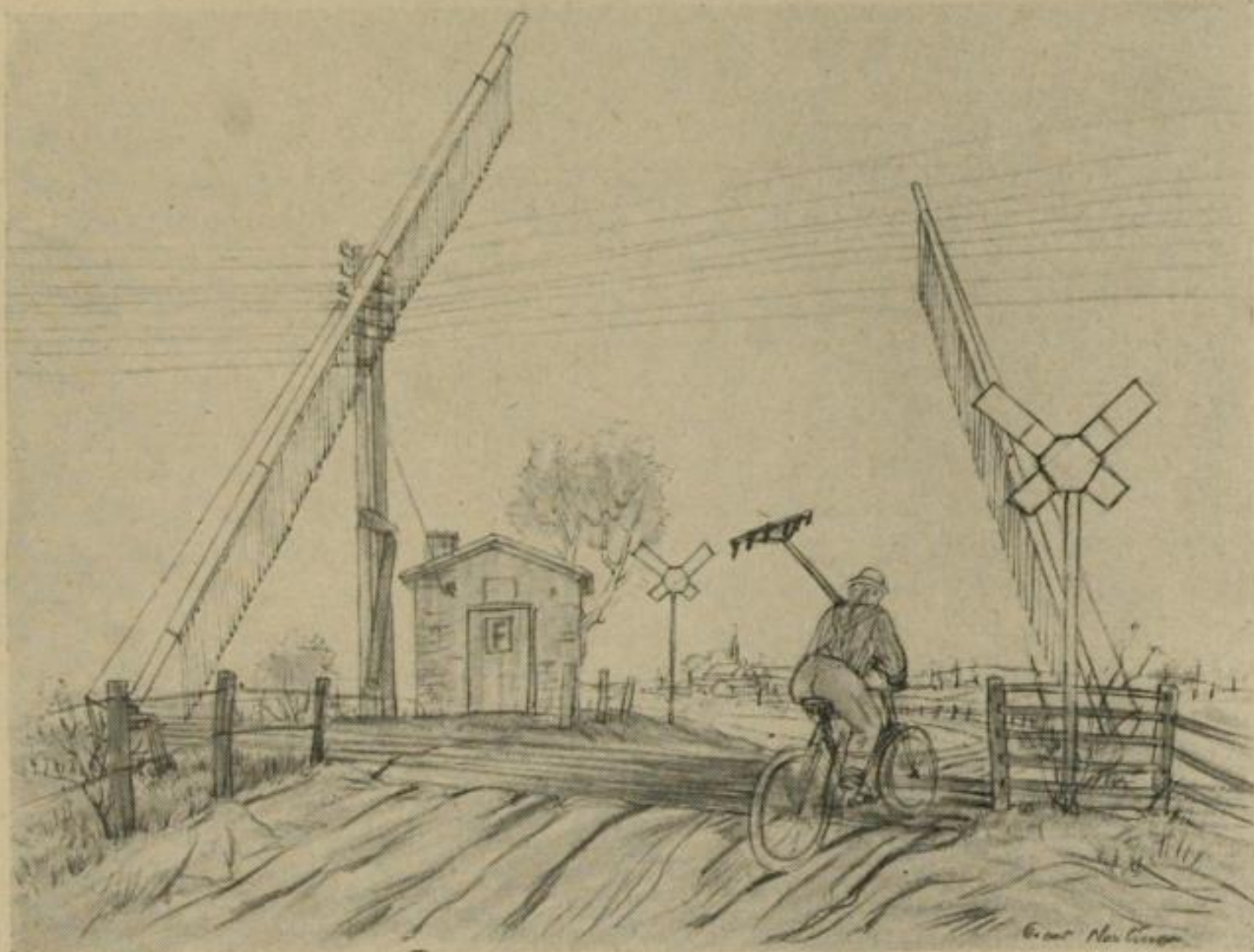
nördlich des Schwarzen Meeres nach Bessarabien und von dort in das heutige Rumänien durchgeschlagen haben. Es steht jedenfalls fest, daß die Zigeuner aus Indien stammen und daß der Peloponnes, Rumänien, Siebenbürgen und Ungarn die großen Sammellager waren, von wo sich der vielbestaunte Zug des seltsamen Volkes nach Mitteleuropa ergoß.

Ihre erste Etappe war Deutschland, allwo in den Hansestädten der Nord- und Ostsee zu Beginn des 15. Jahrhunderts wie ein Blitz aus heiterem Himmel „ein wildfremdes wüstes Volk von schwarzem und greulichem Ansehen“ auftauchte. An ihrer Spitze standen „Könige“, „Herzöge“ oder „Grafen“, die ein absolutistisches Regiment führten und im barbarischen Prunk billigen Flitters einherstolzten. Gleich den ersten Schritt auf fremdem Boden erleichterten sich die Fremden durch eine geriebene Gaunerei, auf die die edle Ritterschaft und die treuherzigen Behörden hereinfließen. Sie erzählten eine phantastische Geschichte, sie seien abtrünnig geworden und zur Sühne auf einer siebenjährigen Wanderschaft begriffen, während derer sie sich bloß von Almosen ernähren dürften. Man gab ihnen reichlich, damit sie für das Seelenheil der Spender beten möchten. Ob die Beterfolge nun hinter den Erwartungen zurückblieben oder ob die vielen Brandschatzungen, Diebereien und Gaunereien die Einheimischen zur Gegnerschaft trieben — das phantastische Volk wurde im Laufe der Jahrhunderte mit all der Brutalität jener Zeiten verfolgt.

Die Überflutung Europas durch das Wandervolk fällt in das 15. Jahrhundert. Nach Deutschland tauchen sie in Frankreich und Italien auf, wo es ihnen sehr schlecht ergeht, etwas später in Polen und Litauen finden sie ein dankbareres Publikum. In Spanien erscheinen sie 1447. Zuerst in Barcelona, machen sich heimisch und erhalten sogar später Zulassung zu allen Ämtern und Gewerben. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts dringen sie in Rußland ein, wo sie sich im Laufe der Zeit ansiedeln lassen; schlecht jedoch ergeht es den Völkern, die sich weiter nach dem Norden wenden; Schweden und Dänemark weisen sie mit Gewalt aus. England dagegen ist für sie ein günstigeres Feld; hier vermehren sie sich trotz einer gegen sie geschleuderten Bannbulle sehr stark, im 18. Jahrhundert bis auf etwa 100000 Seelen, die bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts unter der Hoheit eines eigenen Königs stehen. Das sind die großen Entwicklungslinien.

Eine reiche Poesie und Mythologie wird seit undenklichen Zeiten von Mund zu Mund überliefert. In Liedern, Balladen, Romanzen, Zauber- und Besprechungsformeln, Sprichwörtern, Märchen und Sagen spiegeln sich die uralten Mythen Hindostans ebenso wie die Vorstellungswelt, aus der unsere mittelalterlichen Dichtungen geschöpft sind. Das musikalische Element spielt in den Dichtungen eine ausschlaggebende Rolle, ja, die melodischen Dichtungen sind fast eine Musik an sich. Die Musik ist dem Zigeuner überhaupt die primärste schöpferische Äußerung, und, vermischt mit ungarischen Motiven, sie hat einen Siegeszug ohnegleichen über den Erdball angetreten. Zigeunerleben, das ist Wandern mit Hungern und Frieren und mit Musizieren. Aber die Wanderschaft ist keine reine Ausgeburt des Mutwillens, sondern geschieht aus tiefster innerer und äußerer Not.

Der Fluch ist zur Wirklichkeit geworden: Aus dem Nichts scheinen sie zu kommen und wandern zurück ins Nichts auf ihrer endlosen Reise. Auf der Landstraße ertönt ihr erster Kindeschrei, auf der Landstraße überfällt sie der Tod.



Nerlinger

Das Land der Stillen

Ein Brief aus Masuren

Von

Hans Georg Brenner

Lieber M. K.! Als Dein Vater im August vor neunzehn Jahren in Masuren stand und mit einem kleinen, notdürftig in ein Kanonenboot verwandelten Vergnügungsdampfer auf unseren Seen kreuzte, um russische Patrouillen zu täuschen, war er nicht der einzige, der im Krieg nach Osten verschlagen wurde und von der eigenartigen Schönheit unseres Landes ergriffen war. In einem Brief, den Du heute noch aufbewahrst, wünschte er sich, mit Dir hier einen Sommer zu verbringen, wenn Du erwachsen wärst. Er hat sich diesen Wunsch nicht mehr erfüllen können, aber Du hast ihn wie sein verpflichtendes Vermächtnis gehütet — so wie ich mich dem Zauber dieser Landschaft immer mehr verpflichtet fühlte, je länger ich sie entbehren mußte. Nun hast Du die geplante Reise noch einmal verschieben müssen, und ich kann Dir nur in flüchtigen Bildern andeuten, was Du im nächsten Sommer sehen und erleben wirst.

Ich kann mich nicht in ausführlichen Schilderungen verlieren, um die Du mich bei unserm Abschied batest. Wie könnte man schildern, wovon man selber ein Teil ist, und wie vermöchten Worte eine Landschaft hin-

zumalen, an deren Farbenspiel sich noch kein Maler satt gesehen hat, und deren herbes, schwermütig verträumtes Wesen sich nur in der Stille des Herzens und in der andern Sprache von Wasser, Feld und Wald, von Wind und Wetter offenbart? Du hast von Jugend an mit nüchternen Möglichkeiten und Tatsachen rechnen müssen, und Du verstummtest oft, wenn ich von Dingen sprach, die sich in die Begriffswelt eines rechnenden, der Statistik verfallenen Jahrzehnts nicht einordnen ließen. Du würdest mich wahrscheinlich auch jetzt für einen Schwärmer halten, wollte ich Dir von den hellen Nächten erzählen, die einen nicht schlafen lassen, oder von den Strahlenbildern des Nordlichts, das sich im Sommer hierher verirrt. Als Städter wirst Du solche Merkwürdigkeiten zunächst nicht beachten.

Du wirst — in diesem Lande wenigstens — einen Fehler machen und zuerst nach den Menschen fragen, um Dir von ihrem Leben erzählen zu lassen und in ihren gedrunghenen Gesichtern das Schicksal ihres Landes zu finden. Und wenn Du Dir diese Jahreszeit erwählst, in der das Land am schönsten ist, wirst Du sie beim Erntefest beobachten können, das hier Plon heißt und nach der Einfuhr des Roggens gefeiert wird. Du wirst den Zug der Schnitter und Binderinnen begleiten, in dem sie eine Krone aus den fettesten Ähren des Feldes auf erhobener Sense zum Bauer tragen, der sie in der Stube genau über dem Eßtisch an den Deckenbalken hängt, um sie so lange zu hüten, bis die Wintersaat gestreut ist. Und nachdem er alle reichlich mit Schwarzsauer, Honiggrütze und Fladen bewirtet hat, wie sich's bei dieser Gelegenheit von alters her gehört, werden sich Knechte und Mägde gegenseitig mit gesammeltem Regenwasser begießen, und wer die wenigsten trockenen Fäden am Leibe hat, wird in der höchsten Gunst der andern stehen und braucht um die Hochzeit nicht mehr zu bangen. So werden sie Dich an ihrer bedächtigen Freude teilnehmen lassen, und Du wirst Dich zu den Männern ins Gasthaus setzen, das immer nahe bei der Kirche steht, Du wirst mit ihnen trinken wollen, und sie werden Dir nichts abschlagen. Aber Du wirst Dich durch viele Fragen verdächtig machen. Da Du selber kein Land besitzest, werden sie Dir mit dem natürlichen Mißtrauen von Menschen begegnen, die einem kargen Acker abringen müssen, was sie zum Leben brauchen.

Ich sage dieses nicht, um Dich zu kränken oder um Dir die Fahrt hierher zu verleiden. Im Gegenteil, ich wünsche, daß Du diesen schweigsamen Menschen nicht Verstocktheit vorwirfst und kein anderes Abenteuer unter ihnen erwartest, als es die Bekanntschaft mit einem stillen Land bedeuten kann, auf dessen verwehten Straßen viele Völker gewandert sind und in dessen Bewohnern sich die Energie der seßhaften Westler und der unergründliche Gleichmut östlicher Steppenvölker zu eigenartiger Zähigkeit vereinigt haben. Du darfst keine sichtbaren Spuren ihrer Vergangenheit erwarten; je weiter man nach Osten kommt, um so unfaßbarer wandelt sich unser Begriff „Zeit“, und der Osten fängt schon jenseits der Oder an. Abgesehen von den backsteinernen Denkmälern der Deutschordensherren wirst Du wenig finden, was auf den Ursprung dieser Menschen hindeutet, denn die Museen dieses Landes sind seine vergessenen Friedhöfe und was zufällig aus ihnen zutage gefördert wurde. Die Erinnerung an die heidnischen Götter Perkunos und Potrimpos, denen im sechzehnten Jahrhundert noch ganze Dörfer Opfer brachten, lebt nur in verstümmelten Ortsnamen, und die Furcht vor ihrer heimtückischen Gewalt ist der Furcht

vor dem Teufel gewichen. Äußere Eigentümlichkeiten, in denen anderswo alte Überlieferungen bewahrt werden und denen Dein Vater noch begegnet wäre, hätten die Dörfer damals nicht geräumt werden müssen, sind jetzt vergessen wie die masurische Sprache, die man zu Unrecht „polnisch“ nannte. Aber in den Kirchen werden die deutschen Choräle noch ebenso schleppend gesungen und mit langen melodischen Schleifen versehen wie einst die masurischen. Die Frauen tragen keine selbstgewebten Röcke mehr, die den Staub der Dorfstraßen fegen, aber sie erheben sich noch, wenn die Glocken zu läuten beginnen, um den gegenwärtigen Gott zu grüßen, und sie küssen Altardecke und Gesangbuch wie kostbare Reliquien, obwohl sie Protestanten sind. Die Männer sprechen nicht mehr vom Werwolf, wenn in kalten Winternächten ein Wolf aus den östlichen Wäldern einbricht, vielleicht aber sind ihnen Seen und Wälder heute noch von Kobolden bevölkert, die das Vieh bedrohen, oder von Mahren, die sich nachts auf die Schlafdecke legen und gegen deren Unwesen es vieler Regeln und Schliche bedarf . . . Sie werden Deine Neugier nicht begreifen und werden schweigen.

Aber die Landschaft wird Dir von ihrem Wesen mehr erzählen, als sie selber sagen können. Und ich wünsche, Du hättest im nächsten Sommer Zeit und Ruhe genug, sie wie ich von Süden nach Norden zu durchstreifen, damit sich Dir aus vielen geheimnisvollen Zügen das tausendäugige Antlitz von Seen, Wald und weithin gewellten Feldern einpräge, das Deinen Vater auf seinen Kreuzerfahrten noch ergriffen hat.

Ich verließ den Zug mitten in der großen Johannisburger Forst, die die Landesgrenze nach Süden hin verdunkelt. Hier schlägt ein langer, schmaler See fast eine kreisförmige Lichtung ins Gehölz. Laub- und Nadelwald überwuchert hüben und drüben seine schrägen Ufer. Geborstene Stämme neigen sich über das Wasser, dessen Tiefe hier noch moorschwarz droht, um dort fast ohne Übergang im blauen Licht des Himmels zu leuchten. Wurzeln greifen wie Koboldarme ins Schilf, in dem die Enten schnattern und Wildschwäne ihre Brut ausführen. Auf den kleinen Erlenwiesen, die in der Sonne zittern, quaken die Sumpfkroten, der schwarze Storch stelzt über die Grashügel, Möwen kreischen über den dunklen Samtkolben des Schilfs, und die Fischreiher krächzen in ihren hohen Nestern. Wie verloren Du inmitten dieser lärmenden Stille bist. Deine Schritte werden behutsam, und Dein Atem hat die Hast der Städte bald vergessen. In Nieden, das diesem See den Namen lieh und dessen Fischerhütten heute noch wie aufgetürmtes, moosübersponnenes Klobenholz anmuten, findest Du vielleicht einen Fischer, der Dich in tragem Schlag um die kleinen Laubinseln rudert; die erheben sich kegelförmig wie gewaltige, dichtbewaldete Hüengräber aus dem Wasser und scheinen jahrtausendalte Geheimnisse zu hüten. Dann ist der See von glatten Stämmen und breiten Flößen bedeckt, und von den hohen Ufern leuchtet auf den Sandrutschen die braune Borke des geschlagenen Waldes. Nun brauchst Du viele Stunden, um mit einem Dampfer, wie ihn Dein Vater gechartert hatte, die lange Kette der Seen nordwärts, von Rudczanny nach Angerburg, abzufahren — nein, nur einen kleinen Teil dieser vielfach verschlungenen Kette zahlloser, durch Kanäle, Fließe und Schilfgassen verbundenen Gletscherwasser. Im Beldahnsee leuchtet das Wasser grün in der Sonne, weil ihre Strahlen sich auf flachem Lehmgrund brechen, und der Wald verliert sich allmählich

auf hügeligen Feldern, auf denen die Mähmaschinen klappern und die Dreschkästen summen. Dörfer und Gehöfte sind hingeduckt in das weiße Meer der Ähren. Links steigen Berge auf — breite Hügel nur, aber hier nennt man sie Berge — und rechter Hand öffnet sich das Land zum Spirdingsee, zum Masurischen Meer. Plötzlich ist das jenseitige Ufer nicht mehr sichtbar, weil am Horizont eine blauschwarze Wolkenwand nach Süden abtreibt, und die kleine Insel Lyck, die Friedrich der Große zu einem Fort mit terrassenartig aufsteigenden Wällen ausbauen ließ, ist nur als kleiner dunkler Fleck auf dem silbergrauen Spiegel erkennbar. Ehrfurcht vor dem Grenzenlosen wird Deine Achtung vor den Maßen Deines geordneten Lebens verdrängen, und Du wirst hier verweilen wollen.

Dann hast Du Nikolaiken hinter Dir gelassen, die Stadt der Maränen, deren Ufer von den trocknenden Netzen der Fischer verschleiert sind. Die Felder reichen zum Wasser hinab, und auf schmalen, gewundenen Kanälen schleppt sich der Dampfer wie über grüne Weiden. Von der Mitte des Löwentinsees erkennst Du auf dem Tafelberg ein großes schmiedeeisernes Kreuz zur Erinnerung an den Apostel Bruno von Querfurt, der dort im dreizehnten Jahrhundert von den Heiden erschlagen wurde. Dahinter liegen die grünen Wälle der Feste Boyen, in der Dein Vater noch lag, und vom Wasser aus scheinen am Ufer die Häuser von Lötzen in sanften Terrassen anzusteigen, die letzten Gehöfte scheinen sich in mäßiger Höhe in den Feldern zu verlieren, aber in den Straßen dieser kleinen Stadt, die vor achtzehn Jahren das östliche Hauptquartier beherbergte, bist Du wieder in der Ebene, die sich weit nach Norden erstreckt. Und der lange See scheint kein Ende zu nehmen, obwohl Dir der Kapitän immer neue Bezeichnungen für ihn nennt. Weit geht der Blick ringsum. Aber Wasser und Wald, tausendjährige Eichen und undurchdringliche Inseln auch hier, Felder und ein bewölkter Himmel stehen hier härter und eintöniger beieinander als im Süden. Du fühlst Dich vielleicht schon ermüdet, und Deine Augen sind von dem leuchtenden Wasser geblendet, bis Du bei Angerburg endlich, hart am See, einen Hügel betrittst.

Du nimmst den Hut ab, ohne daß es einer Aufforderung bedurfte. In Hufeisenform, weil reitende Jäger hier gelegen haben, führt eine Mauer aus unbehauenen Feldsteinen um den Hügel, und drinnen liegt einige Grade höher ein zweiter Hufeisenring, in dessen Mitte ein hohes Kreuz aus ungehobelten Kiefernstämmen steht. Stein an Stein in vielen Hügelreihen längs den Mauern nennt Zahl und Namen von Freund und Feind, die hier die Schlacht an den Masurischen Seen mit ihrem Leben bezahlten. Sturmkiefern mit knorrigen, an der Erde kriechenden Ästen stehen statt eines Kreuzes am Kopfende jedes Grabes, und mitten auf jedem immergrün überspannenen Hügel blüht eine Distel mit silbergrünen, scharf zugespitzten Blättern und kornblumenblauer Blüte. Sturmkiefern und Disteln — so streng und feierlich muß das Sterben vor neunzehn Jahren gewesen sein.

In dieser ernsten Gemeinschaft der Toten wird es Dir unbedeutend erscheinen, unter welchem Stein, in welcher Reihe Dein Vater zu finden ist. Du wirst vielleicht denken: „Gut, daß er hier oben liegt und daß er nicht allein ist.“ Dann wirst Du an die steinerne Brüstung treten und rückschauend noch einmal alles übersehen: die großen und kleinen Seen zu Füßen dieser Toten, bewaldete Inseln und schmale Landzungen, die zarten korngelben Spangen gleich ins Wasser greifen. In mählich er-

blässenden Farben reihen sie sich weithin aneinander, von großen Wolken überwölbt, und da Dein Auge immer noch einen Halt zu finden glaubt, ahnst Du, wie weit die Endlichkeit reicht, ehe das Unendliche beginnen kann. Und wenn Dir diese Landschaft nun nicht mehr fremd ist und mehr bedeutet als eine unvergleichliche Ansicht, wenn Du die Strohkate neben dem neuen Herrenhaus sahst, die Mähmaschine neben der Sichel, den Traktor neben dem Ochsespann, die Toten hier über den Lebenden und — in Gedanken — schilfgedockte Pfahlbauten zwischen den Inseln, Ringwälle fremder Eroberer, Pilger auf der Bernsteinstraße von Norden nach Süden, Urnengräber nomadisierender Ostgoten unter dem Weidegras, Tatarenschädel im sandigen Abfall, Ritterschwerter auf dem Grund der Seen und über allem — heute wie gestern — farbige Wolken zu scharfen, drohenden Gebirgen getürmt . . . wenn Du dieses alles in seiner unvergänglichen Schwermut gesehen hast, wirst Du endlich in den verhangenen Augen der Menschen lesen können, was der Wechsel der Jahrhunderte, der große Krieg zuletzt, der Wiederaufbau und der tägliche Kampf um den bäuerlichen Bestand an alten Überlieferungen verwischt haben und was noch unter dem uniformen Gewand des Bauern, des Land- und Waldarbeiters oder des Fischers sein heidnisches Wesen treiben mag. Nicht selten flieht einer von ihnen die Armut des Ackers, um sich sein Leben lang in fremden Ländern herumzutreiben. Aber wer nicht verschollen blieb, kommt am Ende seiner Tage zurück, ein jeder auf seinen Platz, den ihm die Wiege bestimmt hat. Und wenn er stirbt, geben die Verwandten einen großen Schmaus, um alles zu verzehren, was er in einem längeren Leben noch hätte verbrauchen können; denn sie wollen sich an seinem Sterben nicht bereichern, und sie stellen ihm einen Stuhl vor die Tür, damit sich die Seele nach den Mühen des Lebens ausruhen kann, bevor sie sich zur großen Reise rüstet . . . Auf diesem Hügel scheinen sie alle wieder versammelt zu sein.

Und da begreifst Du, wie nahe sich Westen und Osten sein können, wie gering die Grenzen der Völker sind, wenn sie im Menschen selber liegen, und was der Mensch alles zu überdauern vermag. Und Du wirst erfrischt und getröstet Deiner Wege gehen.

Zu diesem Heft

Nirgends ist, wer überall ist. Denen, welche ihr Leben auf Reisen hinbringen, begegnet es, daß sie viele Gastfreunde, aber keine Freunde haben.

Seneka.

Was wunderst du dich, daß deine Reisen dir nichts nützen, da du dich selbst mit dir herumschleppst? Es kommt mehr darauf an, wie du kommst, als woher du kommst, und daher sollen wir unser Herz an keinen Ort hängen.

Sokrates.

Eine Gans übers Meer, eine Gans wieder her; eine Gans übern Rhein, eine Gans wieder heim.

Altdeutsches Sprichwort.

Hotter-Keiser's Seeräuber-Oper

Deutschlands erste stehende Oper wurde 1678 durch den Ratsherrn Schott in *Hamburg* gegründet. Hamburg pflegte von Anfang an die deutsche Oper, die sich eben zu entwickeln begann. Die Hamburger Oper, der „Hamburger Schauplatz“, wie man damals sagte, ist etwa 60 Jahre nach ihrer Eröffnung zugrunde gegangen. Sie war während der kurzen Zeit ihres Bestehens für die Entwicklung der deutschen Musik und des deutschen Theaters von größter Bedeutung.

Anno 1701 wurde in Hamburg „*Störtebecker und Jödge Michaels*“ von dem Sänger *Hotter*, späterem Kantor in Jevern, mit großem Erfolg uraufgeführt; die Musik komponierte der hochberühmte Kapellmeister *Keiser*, nach E. O. Lindner: „Vielleicht das roheste Stück, das überhaupt auf die Bühne kam . . . Das Stück machte großes Glück bei dem gewöhnlichen Publikum und hielt sich lange auf dem Volkstheater. Ochsen- und Kälberblut floß dabei in Menge.“

Die Textbücher der Hamburger Opern gehören zu den kostbarsten Raritäten der deutschen Musik- und Theatergeschichte. Wir zitieren im folgenden nach dem Exemplar der Preußischen Staatsbibliothek zu Berlin.

Heinz Luedecke.

E r s t e r T h e i l

Eilffter Auftritt

(Der Schauplatz verwandelt sich in eine lustige Gegend an der See. Wendela und Kunigunda mit etlichen Schäuferinnen begleitet.)

Wendela Jetzt da wir hier allein
So laß dir doch mir fürzutragen
Beliebig seyn

Was Liebe sey / wovon so vieles sagen.
*Kunigunda**) Dis wird den Göttern selbst unmöglich bleiben
Doch wil ich sie mit etwas ihr beschreiben.

Aria:

Die Lieb ist eine Süßigkeit
Die ihren Ursprung kan vom Himmel nennen.
Sie schenckt der Seelen lautre Freud
Und kan den Geist mit holden Flammen
brennen.

Ihr Zucker kan den Göttern so behagen,
Das sie auch gar nicht nach dem Himmel
fragen.

(Die Schäuferinnen tanzen.)

u.s.w. . . .

Zwölffter Auftritt

(Störtebecker und Jödicke Michel setzen mit etlichen Räufern ans Land und fallen vorige an.)

*) Kunigunda ist ein als Frau verkleideter Mann.

Störtebecker Die beyden nur / die andern laßt entrinnen.

Wendela O Ach O Noht;

Kunigunda O Grausamkeit.

Jödge Michaels Fast zu eh sie uns gehn von hinnen.

Wend. Ach schonet doch;

Kun. Eh ich mich euch zur Beut

Will geben /

Eh will ich lieber gar nicht Leben.

(Kunig. reist einen den Sebel weg.)

Kun. Itzt wil ich euch das Rauben lehren.

J. M. Wenn deiner 10 mahl 1000 wären.

(Sie werden beyde gefangen genommen.)

Stört. Wo bleibt die Tapferkeit und kühne Mund.

Kun.u.Wend. Wir sind dahin O höchstbetrübte Stund.

J. M. Ihr führet sie nur fort

Ihr andern aber könnet hier verbleiben /

Und euch an diesen Ort /

Die Zeit in Frölichkeit vertreiben.

Aria 1:

Stört. Auf ergötzt nun eure Glieder

Nach der Arbeit nach dem Streit /

Und genießt der Ruhe wieder

Weil ihr nicht der Müh gescheut.

(Die Räuber tantzen.)

2:

J. M. Zeiget an mit frohen Schritten

Das euch gleich gilt Streit und Lust /

Die ihr von der Last erlitten

Weiht dem Schmertz*) nun auch die Brust.

(Ein Tantz der Räuber.)

Z w e i t e r T h e i l

Vierdter Auftritt

(Die Elbe auf welcher Störtebecker einem entflohenen Frauen Zimmer nachsetzet.)

Störtebecker: Sie müssen nunmehr unser seyn.

Jödge Michaels: Auf holet sie mit vollen Segeln ein.

*) Nicht etwa: Scherz! Offenbar Druckfehler.

Chor der Räuber:

Strophe 1. Große Helden euch zu dienen
Wagen wir so Gut als Blut.
Man wird alles sich erkühnen
Was ihr wolt mit frischen Muth.
Und was sich nicht gütig uns denckt zu ergeben,
Sol sterben verderben und nimmer nicht leben.
*(Die Räuber kommen ohn verrichteter Sache wieder und legen
an Land.)*

Aria à 2:

St. u. J. M. Heut ist die bequemste Zeit
J. M. Zu kämpffen zu streiten
St. Zu siegen zu beuthen
à 2 Seyd muthig ihr Leut
St. Ergreiffet die Waffen
J. M. Geht eher nicht schlaffen
Biß unsere Feinde zerstreut.
à 2 Heut ist die bequemste Zeit.

Chor der Räuber:

Strophe 2. Unser Bluth in Adern wachet
Möchten wir den Feind nur sehn.
Hertz und Seel und Leben lachet
Dörfft man ihm entgegen gehn.
Von allen solt keiner entgehen entrinnen
Wir wolten! was wolten: wir müsten gewinnen.
(Tantz der Räuber.)

Fünffter Auftritt

*(Während den Tantz kommen die Hamburger und über fallen
Störtebecker und seine Leute, nehmen sie nach einem gefecht
gefangen und treiben sie zu Schiff.)*

Simon und der Chor der Hamburger:

Werck und Hände können zeigen
Das in uns ein Hertze wohn.
Da der Feind sich wolt eräugen
War hier sein verdienter Lohn.
Jeder konnt sein bestes wagen
Als bald er nur rührte sich.
Hier von mag die nach Welt sagen
Hamburg fochte ritterlich.

(Gehn zu Schiff.)

Sechster Auftritt

(Das Theatrum praesentiret den Graß-Brock, hinter welchen der Prospect der Stadt Hamburg.)

(Störtebecker und Jödicke Michael werden unterm Schall der Pfeiffen und Trommeln die Köpfe abgeschlagen, und forne an auf 2 Pfäle gesteckt, zu Ende des Theatri siehet man viele andere Pfäle mit Köpfen.)

(Simon, Utrecht, Störtebecker und Jöd. Michael, Rosenfeld) und ein Gefolg von allerhand Leuten.)*

Simon Solch einen Lohn
Kan eines Mörders Haupt erlangen.

Utrecht Wer nie was Gutes angefangen
Trägt solchen Lohn davon.

Rosenfeld Es find't das End der Räuber Wuth
Durch Räder, Pfäle, Strick und Blut.

Aria:

Sim. Also muß es allen gehen
Also stürzt des Himmels Hand
Die zu deinen Schaden stehen
Du geliebtes Vaterland /
So wird der einst die späthe Nach-Welt sagen /
Daß Fried und Ruh mit Glück in Hamburg
tagen.

(Ein Tantz der Hamburger.)

Aria:

Was die Götter Gutes hegen
Was der Himmel in sich hält
Müsse sich auf Hamburg legen
Biß zum grauen End der Welt.

Chor:

Wann ihr so der Wahrheit dienet
Wird bekennen jeder Ort /
Hamburg wächset Hamburg grünet
Hamburg blühet fort und fort.

(Der Tantz wird wiederholet.)

*) Simon ist der Bürgermeister von Hamburg, Utrecht der Stadt-syndicus und Rosenberg der Henker.



Ulla Siebe

Bei den Irren

Von

Rudolf Großmann

Eine der glänzendsten Ideen unserer Zeit ist die Verhinderung von Geisteskrankheiten, deren direkte Vererbung durch Sterilisierung unterbunden werden soll. Allerdings halten eine Reihe Ärzte die Durchführung dieser Idee für fraglich, weil bei den erblichen Geisteskrankheiten die Erbträger häufig gar nicht geistig erkranken, die Krankheit nur weitergeben. Man hat ja auch versucht zu beweisen, daß Charaktereigenschaften erst im zweiten oder dritten Glied der Familie wiederkehren. Deshalb halten ein Teil der Ärzte das Projekt zwar für großartig, aber nicht für unmittelbar wirksam. Die Geisteskranken im ganzen gesehen sind die kompromißlosen Menschen, die die Wirklichkeit nicht brauchen, sich selbst eine Wirklichkeit schaffen, in der sie sich ausleben können. Warum packt den Gesunden das Grauen vor den Irren? Der Irre ist der Schrankenlose, der Gesunde hat Schranken, und er fürchtet den Zustand, in den er kommen würde, wenn die Schranken fielen. Auch der Gesunde kann im gewissen Sinn eine Analogie des Wahnsinns erleben, wenn er träumt. Die Hälfte unseres Lebens ist ausgefüllt mit Schlaf und Traum. Während wir auf der einen Seite der Weltkugel Tag und Wachbewußtsein haben, schlafen und träumen auf der anderen Hälfte ebensoviele Menschen. Im Traum ist unsere Seele, wenn auch in einem anderen Sinn, wach wie in der Enge des Tagesbewußtseins. Die merkwürdigen seelischen Vorgänge, die wir alltäglich im Traum erleben, lassen sich in mancher Hinsicht mit den Zuständen gewisser

Geisteskranken vergleichen. Menschen, die sich selbst zu beobachten verstehen und gewohnt sind, auf ihre Träume zu achten und sich diese, soweit dies möglich ist, nach dem Erwachen wieder zurückrufen können, ist es schon wohl aufgefallen, daß sie während des Träumens keine selbsttätige Ordnung im Ablauf der Gedanken und Bilder mehr haben, daß das zentrale Ich wegfällt. Gäbe es eine Kontinuität des Traumes, würden wir erwachen und immer gleich weiterträumen, wir wüßten nicht mehr, welches die wahre Wirklichkeit wäre.

Traumzustände, alles was Imagination und Fiktion ist, haben den produktiv schaffenden Künstler von jeher beschäftigt. Kubin hat diesen merkwürdigen halbawachen Zuständen ein ganzes Traumoeuvre geschaffen. Maler und Schauspieler interessieren sich von jeher für die merkwürdigen Ausdrucksbewegungen der Geisteskranken, deren Automatismen zum Teil auch zum Wesen des Grotesken, Absurden und Komischen in naher Beziehung stehen. Mich als Maler haben Irrsinnige von jeher rein optisch interessiert, und ich gebe hier einige Eindrücke vom Besuch einer Irrenanstalt wieder.

Ein mir befreundeter Arzt zeigt die Anstalt. Unser Weg führt einige Schritte ins Freie. Eine Art Hinterhof — grüner Rasen steigt an mit laublosen Bäumen. Dazwischen stehen in fast gleichen Abständen ein paar Kranke, wie Schachfiguren — unbeweglich, in sich versunken, mit nicht mehr Eigenleben wie die Stämme. Schemen, Verkrampfungen! Draußen fällt's noch mehr auf wie im geschlossenen Raum. Wir scheinen ihnen gleichgültig.. Da, plötzlich löst sich einer vom Platz, kommt auf uns zu. Er geht mit Haltung wie ein Vornehmer. Trägt einen Strohhut, dem der Rand fehlt, sein schwarzer Anzug ist an der Naht aufgetrennt, liegt in zwei Teilen auf der Unterkleidung, die hindurchsieht. „Herr Doktor, Sie werden verzeihen, es wäre an der Zeit, daß ich endlich wieder einen neuen Anzug bekäme.“ Er sieht entrüstet an sich herunter. „Außer diesem Rubin merkt man nichts von meinem Besitz!“ Er weist auf die Hand, um deren Mittelfinger er ein rotes Bändchen gewickelt hat. Diesen Protest leiert er immer schneller herunter, mit allen möglichen Verschönerungsvorschlägen seiner Person. — Wir gehen weiter. Der Arzt erklärt: „Ein Großkaufmann, der plötzlich aus der Jungfraubahn ins Gebirge entsprang und dort nackt aufgefunden wurde. In seinem Koffer hatte er noch eine Reihe neuer Anzüge. Man gibt sie ihm nicht, er trennt sie alle auf und heftet sie in dieser lächerlichen Weise an seinen Körper.“ — Die anderen Kranken stehen noch still — unbeteiligt, es geht sie nichts an; er aber kommt uns nach, den kleinen Hügel hinunter, immer mehr insistierend, immer schneller, er gibt seine anfängliche Reserve auf: „Herr Doktor, Sie verzeihen, aber mit diesem Anzug —“ hören wir im Weitergehen noch einige Zeit, dann steht er wieder still, eingeordnet mit den anderen auf dem kleinen Platz.

In einer Sonderzelle am Boden hockt im weißen Hemd ein intelligent aussehender Patient, er erhebt sich, kommt auf mich zu: „Nun, wie fühlen Sie sich heute?“ fragt er teilnahmsvoll und greift nach meinem Puls, genau wie ein Arzt. Er ist es auch, die anderen Ärzte stehen betroffen. Ich zitiere Kraus: „Das Verhältnis zwischen Arzt und Irren ist das von konkavem und konvexem Irrsinn!“ Hier ist er konvex geworden.

In dunklen Korridoren stehen Katatoniker im Krampf in den schwierigsten, unmöglichsten Stellungen oft stundenlang. Löst sich die Spannung, fahren sie plötzlich weit aus mit großer Geste.

Bei der Wanderung durch viele Säle, in denen sie meist in Betten liegen, durch Anstaltshöfe, wo sie Gartenarbeit verrichten, oder durch die Wohnzimmer der leichter Kranken und Genesenden, die da gemütlich beisammen sitzen, frage ich, ob nicht bestimmte Gruppen besser als wir sie, die wir uns nur an ihrem Ausdruck halten können, sich untereinander verstehen, ob nicht nur ein anderes Weltbild sie von uns trennt, von dem aus gesehen sie — grotesker Gedanke — uns für verrückt halten könnten. Denn unser Weltbild ist ja auch vorgestellt, existiert nur in unserem Gehirn. (Vielleicht fehlt ihnen nur die simple Fähigkeit des Nachkontrollierens.) — Dann seh ich sie wieder ganz isoliert, ganz dissoziiert, ohne Zusammenhang unter sich. Trotzdem: einiges spricht doch für Verständnis füreinander, für zeitweise vernünftiges Bewußtsein, das oft grotesk anmutet.

Ich stehe zwischen zwei Betten, zeichne eine Frau, die mit gerötetem Gesicht zu toben beginnt, an den Bettplanken rüttelt. „Sei ruhig, dummes Weib,“ ruft ihre Nachbarin herüber, „der Herr hält dich sonst noch für verrückt“. Oder: ein dementer Greis beginnt plötzlich zu schreien, schlägt um sich, er wird — die Wärter sind gerade nicht im Saal — von den Mitkranken gepackt und in den Nebensaal geschoben. „Wir haben ihn beruhigt“, meinen sie, „er ist noch nicht lange da“.

Im Garten draußen erblicke ich in der Frühlingssonne im schwarzen Gehrock den Rechtsanwalt. Er fegt altes Laub zusammen. Ich kenne ihn schon von einem früheren Besuch. Ein Renommierfall von Schizophrenie, für die Ärzte typisch in seinen Kapriolen und Gedankensprüngen. Als ich ihn wieder sehe, schlägt er einen regelrechten Purzelbaum nach rückwärts, versichert mich seiner Sympathie — ich weiche etwas zurück; denn bei der Gefühlsambivalenz dieser Schizophrenen kann man trotzdem im nächsten Moment eine Ohrfeige bekommen. Kaum hatte er mich jetzt von draußen wieder gesehen, sprang er mit einem Satz an das Parterregitterfenster und krampfte sich da fest. „Da bist du ja, Generalsohn!“ schrie er und ließ einen Wortschwall auf mich los. Die Halsadern schwollen an, und er sah aus mit seinen hängenden Rockschoßen wie eine große Fledermaus. Komisch, ich war drinnen, und er klebte draußen dran.

Bei den Frauen gehts noch lebhafter zu wie bei den Männern, die weniger sprechen und sich langsamer bewegen. Auch im Irrsinn sind die Frauen uns Männern überlegen, das mehr Assoziative ihres Gedankenablaufes kommt ihnen dabei zugute.

Wie ein böser Kindesmagdtraum tänzelt langhalsig, ganz hager, Frau Laule herum, wie eine barocke Tanzfigur verzwirbelt und verschraubt sie ihre Extremitäten. Die Ärzte nennen das Manierismus. Ihre inneren Gesichte, ihre Verschrobenheit ist so groß, daß es ihr Arme und Beine wie bei einer Besessenen herumreißt, daß dieser Überschuß an falsch geleiteter Energie sich in Bewegungen entladen muß.

Andere machen instinktiv Abwehrbewegungen, spreizen wie gegen den bösen Blick zwei Finger dem Besucher entgegen.

Im nächsten Saale liegt eine junge Frau im Bett, gerade eingeliefert, ihre Züge zeigen noch die frischen Spuren gehaltenen furchtbaren Erlebens. Daneben liegt eine Melancholische mit schlaffen, zerquälten Zügen, hängenden Gliedern, der Geist, der sie niederhält, wird ihr auch zu körperlicher Melancholie.

Melancholische erkennt man leicht an der Stellung der Augenbrauen, die sie dauernd schräg stellen am Nasenwurzelse, aufwärtsziehen, so daß die

Stirne Querfalten bekommt, ein Ausdruck, den man auch oft bei Normalen im Schmerz oder besonders bei Frauen, wenn sie moralisch beunruhigt sind, beobachten kann. Äußerst interessant im Ausdruck sind die Größenwahnsinnigen. Ein junges Mädchen geht an uns vorbei, ignoriert uns vollständig, der Arzt hält sie an, sie reckt sich in Hoheitsgeste über ihn weg und beschimpft ihn in derbster Weise. Mit einem Blick auf mein Notizbuch, in das ich sie gerade zeichne: „Schreiben Sie nur alles auf, was dieser Hund mir angetan hat“. Sie wendet sich von uns ab mit einer Geste, die unsere Existenz auszulöschen scheint. Ihre Oberlippe auf der rechten Gesichtseite hebt sich, auch die Nase etwas mit, und der rechte Eck- oder Hundszahn wird sichtbar, was fast einem Lächeln gleicht, die Augenlider hält sie halb geschlossen. Sie richtet sich steif und hoch auf, scheint zu wachsen und dreht uns — das Lächeln ist inzwischen zu einer dumpfen Lache geworden — den Rücken. Wir sind so nichtig für sie, daß wir ihr unwillkürlich diese Fröhlichkeit entlocken. Sie geht im Korridor dunkel auf und ab, setzt sich dann ans Fenster, blättert Seite um Seite in einem Buch, mit weit geöffneten Augen starrt sie dazwischen ins Leere und nennt immer wieder denselben Namen. Es war der Name eines mir bekannten Bildhauers aus der Gegend.

Lebendige Menschen, die nur noch Schemen, Schatten ihrer selbst sind. Emotionen, die sich ohne Hemmung ausleben, Haare, die sich vor Schrecken sträuben, Muskeln, die sich von selbst spannen, Zähne, die in der Wut frei werden — Rückbildungen in die Tierwelt? Was ist erworben, was ererbt? Was in diesen Dramen Schicksal und Schuld? Hinter Gittern Paralytiker im letzten Stadium. Die werden gefüttert wie Tiere, ausgestopft bei lebendigem Leibe. Ganze Gesichtshälften sind wächsern, leblos, wie anatomische Präparate. Einer kommt ans Gitter anscheinend zornig, stößt unartikulierte Laute aus und flescht die Zähne gegen mich. Langsam verlöscht ein Sinn nach dem andern. Ob sie es merken? Ob sie überhaupt noch empfinden? Ob Begriffe, wie Traum, Schmerz, Mitleid für sie noch gelten? Welcher Art ist das Lustgefühl eines Irren, der in euphorischem Zustand in seiner Einbildung jeden Wunsch, jeden Gedanken erfüllt? Was fühlt er, wenn er der Kaiser von China, der liebe Gott selbst ist? Viele kommen bei unserm Rundgang zum Arzt, wie geschlagene gezähmte Tiere. Bei andern ist es nicht leicht, ihre Wildheit einzufangen.

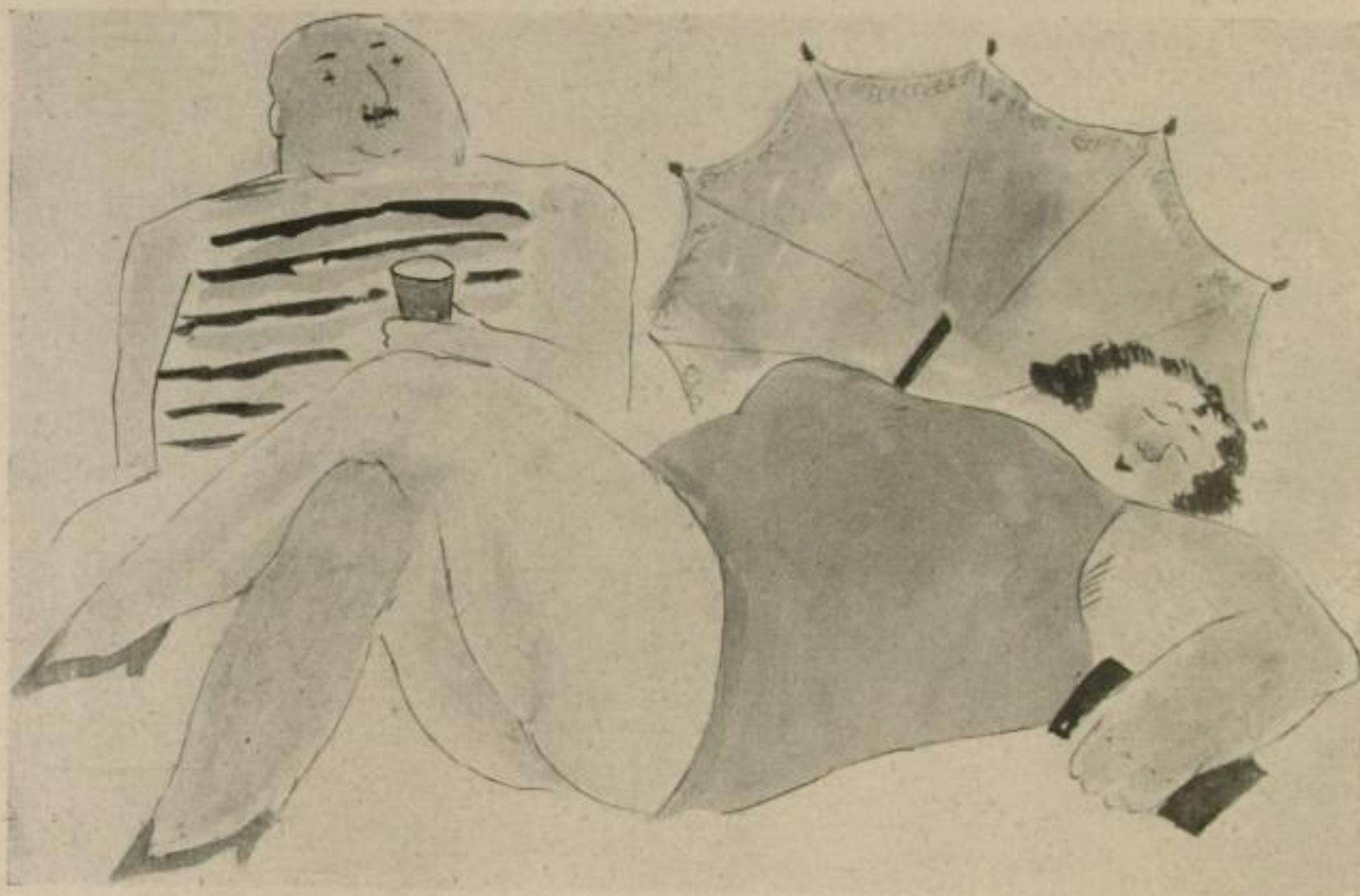
Tiroler Dorf

*Der Kirchturm, weiß und nadelspitz,
Ritzt das Himmelsblau,
Wie das blaue Polster, den samteneu Sitz
Der blitzenden Nadeln der Nähfrau.*

*Die Kirche ist rund, wie ein Fingerhut,
Die kleine Glocke klimpert darin
Töricht und ohne Sinn,
Wie der Nagel am Fingerhut tut.*

*Der Bergbach hängt wie ein Faden hängt
Und schwenkt schräg durch die Luft.
Wo ihn die Schlucht einfängt, einzwängt,
Zerstäubt er zu grünem Duft.*

Georg Britting



Ulla Siebe

Englische Gesellschaft

Von

Beverley Nichols

Neben dem gewaltigen Himmelbett ist die Zeitung zu Boden geglitten: Es ist die *Morning Post* vom 1. Juli 1829. Das Frühstücksgetränk ist Schokolade und wird — die teure Mama ist ja noch so altmodisch — von einem kleinen Negerjungen serviert. Geradezu Rokoko, nicht wahr? Es ist Morgen. Draußen vor den Fenstern strahlt die Sonne des beginnenden vorigen Jahrhunderts auf die Kutschen nieder, die Gebirge von Damast und zartem Musselin in den Park spazierenfahren. Ihr Licht fällt durch primelfarbene Vorhänge ins Zimmer (dieselben Vorhänge, die heute auf Provinztheatern ihr müdes Dasein fristen) und umgibt mit seinem Glanz die junge Dame im Bett, Lady Karoline oder, sagen wir, Lady Julia, ein rosiges Knöspchen, deren Schultern von etwas Seltsamem umflutet sind, worin wir zu unserer Überraschung langes Haar erkennen. Und selbstverständlich trägt sie ein Nachthäubchen.

Lady Karoline (oder Julia) ist bestürzt, ja entrüstet. Sie hat einen höchst befremdlichen Brief empfangen, so befremdlich, daß sie nicht sicher ist, ob sie ihn der teuren Mama zeigen kann. Daß dieser junge Lord Algernon sie überhaupt zu einer Gesellschaft einlädt, ist an sich über die Maßen ungehörig, er ist ihr doch nicht einmal in aller Form vorgestellt worden! Nicht nur das; er wagt es nicht allein, sie einzuladen, als Brigant zum Maskenball zu kommen, sondern auch „ein Fläschchen mitzubringen“!

Ein Fläschchen — was für ein Fläschchen? Parfüm oder leer? Am Ende gar eine Flasche mit — — aber bei diesem Einfall nippt sie hastig an ihrer Schokolade, und ein rosiger Hauch überfliegt ihre Wangen. Das — das wäre doch einfach undenkbar!

Pause. Eine sehr lange Pause. Die *Morning Post*, die neben der Couch (Lady Karoline — oder Julia — war zu müde, um sich erst ins Bett zu legen) zu Boden gefallen ist, ist vom 1. Juli 1932. Das Frühstück besteht aus schwarzem Kaffee, und weil Ma noch so rückständig ist, wird es von einem Stubenmädchen in gestärktem Häubchen serviert. Typische Vorkriegsbräuche, was? Es ist Nachmittag. Draußen flimmert die Sonne über Rolls-Royces und Hispanos und Bentleys, die irgendwohin flitzen, ziemlich egal wohin. Die hellen Strahlen umspielen das Mädels auf der Couch, ein rosiges Ding, das ihrem jungen Bruder in Eton furchtbar ähnlich sieht, nur nicht so verweiblicht, denn sie raucht ihre Zigaretten niemals aus einer Spitze wie er!

Lady Karoline (oder Julia) gähnt über der Lektüre eines Briefes. Schon wieder eine Flaschengesellschaft! Kann denn Jinks, dessen Vater doch in Geld schwimmt, nicht selber für die Getränke aufkommen? Zum Teufel, sie denkt nicht daran, eine Flasche durch halb London spazierenzufahren! Und etwas Besseres als Babykleider ist diesem Jinks nicht eingefallen? Na, es war nun mal nicht zu ändern, sie mußte wohl gehen — gesellschaftliche Verpflichtung und ähnlicher Quatsch. Sie konnte ja einfach ein Nachthemd anziehen. Und eine Flasche Cointreau mitbringen.

Diese ziemlich naheliegende historische Parallele bringt uns zu folgender Erkenntnis: es ist ebenso töricht, sich zu schockieren, wenn man zu einer Gesellschaft eine Flasche Alkohol mitbringen soll, wie sich darüber zu langweilen. Kluge Menschen schockieren sich selten und langweilen sich nie. Man könnte diese Betrachtungen auch eine Studie über Langweile nennen, und zwar eine ziemlich unhöfliche Studie, denn ich denke sehr streng über dieses Thema.

Vor ein paar Jahren wurde London durch Berichte über eine „Babygesellschaft“ aufgerüttelt, bei der alle Gäste Kinderkleidchen trugen. Als ich diese Gesellschaft — oder vielmehr eine verdünnte Ausgabe davon — in einem meiner Romane beschrieb, warf man mir vor, ich setzte das Ansehen der guten Gesellschaft herab, und ich bekam Briefe, die so angingen: „Ist Ihnen denn gar nichts heilig?“ Ich bedauerte herzlich, an jenem Abend keine Kamera mitgenommen zu haben. Unter den Anwesenden befand sich eine gewisse füllige Dame, die Spielhöschen und eine Gartenschaufel trug. Ihr Bild hätte alle Einwände zum Schweigen gebracht.

Das war nur der Anfang. Seither gab es Gesellschaften in öffentlichen Bädern, in Privatbädern, im Keller und auf dem Dach oder sonstwo, kurz, wo man will. Und das Komische an allen diesen Gastereien ist, daß sie einander aufs Haar gleichen. Jedermann in der guten Gesellschaft langweilt sich, langweilt sich zum Sterben, und diese Langweile untergräbt schrittweis die Wurzeln der guten Gesellschaft selbst.

Man sollte meinen, eine Babygesellschaft sei etwas anderes als ein Antiker Abend oder eine Badeparty. Keine Spur! Der Vorgang bleibt immer derselbe. Man betritt gegen Mitternacht einen überfüllten Raum und stürzt sich auf einen Cocktail. Nach zehn Minuten schmerzen einem die Augen vor Rauch, und die Kehle ist so heiser gebrüllt, daß man noch einen kippt. Die Leute tanzen, kreischen und puffen einander in den Rücken. In einem Nebenzimmer gibt es Kaviar, heiße Suppe und Hummer. Gegen vier Uhr morgens wird es stiller, und das Dasein läßt sich erträg-

licher an. Es sind nur noch gegen zwanzig Menschen da. Jemand öffnet das Fenster, die milde Luft streicht herein, erschöpft legen wir uns zurück und sprechen nichts mehr. Wenn wir Glück haben, können wir jemand singen hören, den wir früher nicht bemerkten, einen jungen Mann, der ans Klavier tritt, sanfte Akkorde anschlägt und mit seltsamer Stimme singt, der gedämpften Stimme der Morgendämmerung.

Das alles klingt wie eine lyrische Szene aus einem Stück von Noel Coward. Das ist es auch. Alle jungen Mädchen, die ich bei solchen Gelegenheiten kennenlernte, sind (wie in Noel Cowards Stücken) arme kleine reiche Mädchen, alle tanzen und tanzen sie, und die Jugend flieht im „Takt, der in ihren Seelen hämmert“. Um aber wieder etwas plötzlich zur Erde niederzusteigen: wer auch nur eine Ahnung von Verdauungsvorgängen hat, muß, wenn er nicht ein ausgemachter Schafskopf ist, einsehen, daß das Hinuntergießen eisgekühlter alkoholischer Getränke in den frühen Morgenstunden zu Arterienverkalkung führen kann, und daß das Rauchen von, sagen wir, zwanzig Zigaretten zwischen Mitternacht und Morgengrauen kaum eine sonderlich erfrischende Wirkung auf die Lunge hat.

Wer noch daran zweifelt, möge sich doch das Gesicht eines fünf-, sechszwanzigjährigen Mädchens der guten Gesellschaft ansehen! Sie gibt in einer Saison für Gesichtskrems, Eispackungen und Massage mehr aus als ihre Mutter in ihrem ganzen Leben. Sie ist vor Mittag nicht zu erblicken und wird erst nach gründlichen Vorbereitungen sichtbar. Und was sieht man, trotz allem? Vielleicht bin ich übertrieben kritisch, aber ich sehe Krähenfüße, den Ansatz eines Doppelkinns und Falten auf der Stirn. Der äußere Gesamteindruck unter dem flüssigen Puder ist natürlich himmlisch. Aber in weiteren zehn Jahren . . . Das ist der Preis, den wir für Langweile zahlen. Man kann nicht arbeiten und zugleich von einer dieser Orgien zur andern jagen.

Und dennoch — das ist das Ungewöhnliche daran — arbeiten manche dieser Leute. Sie machen Hüte. Sie verkaufen Möbel. Sie sind Innendekorateure, wenn man den Ausdruck Dekoration auf die Kunst anwenden kann, reichen Freunden so lange zuzusetzen, bis sie sich ihre Zimmer in einer Farbe malen lassen, die ihnen zuwider ist. Wie bringen diese Leute es zuwege, fragt man sich, ein Geschäft zu führen, wenn sie nie zu Bett gehen?

Das ganze Geheimnis, bis zum Morgengrauen wach zu bleiben und doch arbeiten zu können, ist dies: diese Leute sind nichts als eine Gesellschaft von Waschfrauen, die gegenseitig ihre Wäsche waschen. Wenn man vom Wäschewaschen lebt und die Nachbarin, mit deren Kundschaft man rechnet, zeitig morgens aufsteht, muß man entweder das gleiche tun, oder sie geht einem mit der Kundschaft weiter. Aber wenn die Nachbarin ebenfalls erst zu Mittag aus den Federn kriecht, ist es egal, ob man schon wach ist oder nicht.

Worin besteht nun diese Arbeit? Ein Beispiel, nennen wir es Mrs. P., das Beispiel. Mrs. P. begann ihre Laufbahn sehr geschickt damit, daß sie die wunderbare Voraussicht besaß, reich zu heiraten. Nach drei, vier Jahren Babygesellschaften, Deauville und Lido kam sie zu der Erkenntnis, daß ihr Dasein zu inhaltsleer sei. Sie müsse einen Lebenszweck haben. Nett wäre es auch, wenn dieser Lebenszweck irgendwelche finanzielle Vor-

teile mit sich brächte. Und weil ihre Mutter ihr schon immer eingeredet hatte, es stecke „eine Künstlerin in ihr, weil sie alles so hübsch zu arrangieren verstehe“, verlegte sie sich auf Innendekoration.

Sie kaufte ein Geschäft. Es wurden dort Gesellschaften gegeben. Freunde schleppten Amerikaner hin, denen ein wenig die Augen übergingen unter dem unerwarteten Regenschauer von großen Titeln, der auf sie niederprasselte. Der Laden duftete einfach himmlisch nach etwas sehr Kostspieligem. Es gab Cocktails und reizende tiefe Schalen mit Salzmandeln.

Mußte sie nicht in einer solchen Atmosphäre von Kunst prosperieren? Und sie prosperierte. Sie entdeckte einen Mann, der eine glänzende, aber verschollene Monographie über frühitalienische Möbel geschrieben hatte, zahlte ihm fünf Pfund in der Woche und redete ihm ein, wie wichtig es sei, daß er täglich schon um neun ins Geschäft komme. Hierauf setzte sie ihr früheres Leben fort, plus dem Lebenszweck. Dieser offenbarte sich in den merkwürdigsten Augenblicken. War sie etwa auf einer Babygesellschaft und bemerkte, daß sich irgendein reicher Fabrikant mehr als gewöhnlich für ihre kindhaften Reize interessierte, entsann sie sich plötzlich ihres Lebenszweckes, und der betreffende Herr fand sich am nächsten Nachmittag mit verlegener Miene vor einer Pseudo-Sheratonkommode stehen, die ihm ein paar Tage später mit einer Rechnung über vierhundert Guineen ins Haus gestellt wurde.

Arbeit, ha! Wenn meine Höflichkeit nicht sprichwörtlich wäre, wüßte ich einen anderen Namen dafür.

Wundert es Sie also, wenn dieser und jener unter uns ein wenig genug von alledem hat? Wundert es Sie, wenn wir auf die Einladung, uns doch den anderen netten jungen Leuten anzuschließen, murmeln, daß wir leider, leider, dringend verreisen müßten?

Für mich, verstehen Sie, bedeutet das Wort Gesellschaft noch etwas. Ich verstehe darunter, was Aristoteles darunter verstand: eine Gesellschaft, in der „gutes Leben“ möglich ist. „Gutes Leben“ hieß für Aristoteles ein Dasein, darin der Körper mit Achtung und der Geist mit Ehrfurcht behandelt wurde, ein Dasein, darin Muße ein Mittel war, die naturgegebenen Fähigkeiten zu voller Entwicklung zu bringen. Denken Sie an diese Definition, wenn Sie nächstens wieder eingeladen werden, „eine Flasche mitzubringen“. Und dann werden Sie sich vielleicht nicht mehr wundern, daß mir ein wenig Galle in die Tinte geraten ist.

(Deutsch von E. E. Stein)

Morgenstern - Anzeigentexte

English church, aus Gummi, zusammenlegbar; samt Koffer RM. 12,50

Amerikanischer Agent sucht ausgestopfte Fürsten zu höchsten Tagespreisen. Red. 43 W. P. St.

Für Einsame, Erinnerungsarome — fertigt genau nach Angabe das „Warenhaus für kleines Glück aller Art“. Telegr.-Adr.: Glückshaus

Fliegen im Orient

F. K. Frh. v. Koenig-Warthausen

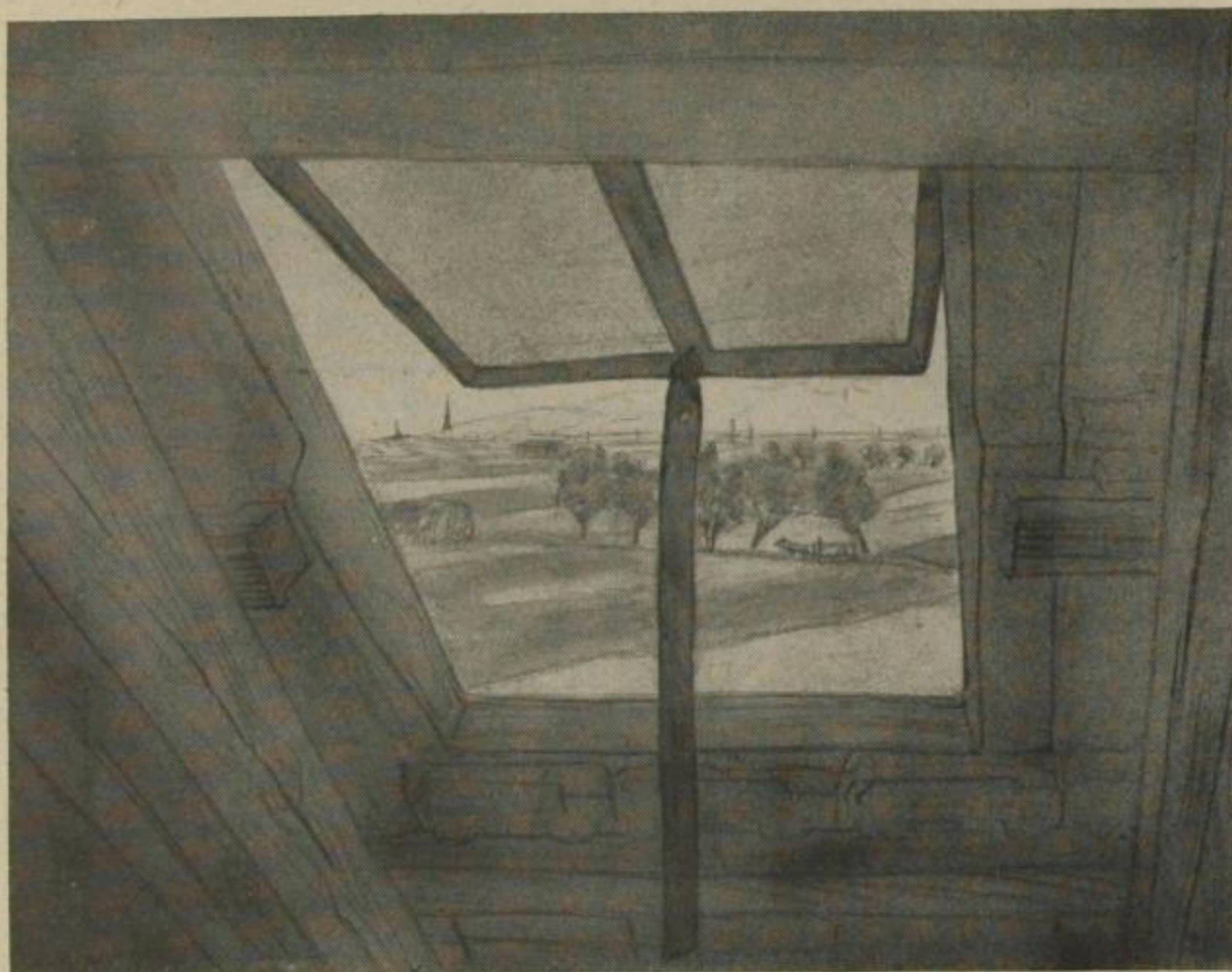
Den vollen Reiz der orientalischen Landschaft genießt man erst vom Flugzeug aus. Jeder, der einmal eine mohammedanische Siedlung betreten hat, wird das verstehen. Während man von den Straßen aus nur hohe Mauern zu sehen bekommt, über die allenfalls hier und da ein grünender Palmenzweig schwingt, blickt man von oben in die wohlbehütete Köstlichkeit der orientalischen Gärten, ohne deren Kenntnis man den orientalischen Menschen, der sein ganzes Leben in solcher märchenhaften Umgebung verbringt, niemals verstehen wird.

Als ich die Rosenstadt Schiras in Persien anflog, die Stadt der hängenden Gärten der Semiramis, da offenbarte sich mir aus der Luft sofort ihre bezückende Schönheit. Ich bin tagelang in den schmutzigen Gassen herumspaziert, zwischen Lehmmauern und Wänden, im bunten Basar, aber er unterschied sich schließlich doch in nichts von jedem andern persischen Basar. So gern man im Abendland aus Neugier das Flugzeug verläßt, um etwas zu sichten, so froh ist der Orientflieger, vom Boden emporzusteigen, damit er endlich wieder etwas zu sehn bekommt.

Ich hatte in Schiras auch Gelegenheit, das Haus eines Persers zu besuchen, und lernte einen Harem kennen, einen wirklichen, richtigen Harem, d. h. also die Familienräume mit den Frauen und den Kindern. In einem Land, wo alle Gesichter braungebrannt sind, entzückt es besonders, den pfirsichblüteneu Teint der kunstvoll geschminkten Damen, die ihrem Dabitopf mittels Henna einen rötlichen Schimmer verleihen, zu sehn, und ihre gepflegten, knallrot gefärbten Fingernägel. Westeuropa braucht sie wahrlich nicht zu bemitleiden, wenn man bedenkt, in welcher gesunden köstlichen Atmosphäre sie ihre Tage verbringen. Ihr Reich ist der duftende Garten mit silbern sprudelnden Brunnlein und klaren kühlenden Marmorteichen, dort empfangen sie unverschleiert die Nachbarinnen, singen, tanzen und hüten die Kinder. Das gesellige Leben nimmt einen breiten Raum des Tages ein. Die Ärmste noch nennt ein hübsches Gärtchen ihr eigen, wenn sie nicht geradezu obdachlos ist. Sie alle tragen gar kein Verlangen danach, in langweiligen Straßen spazierenzugehn. Wer den Orient überfliegt, der weiß, daß die Familie des Mohammedaners in beneidenswerten Verhältnissen lebt.

Nur vom Flugzeug aus kann man den Orient genießen. Es ist auch praktischer, als zu Fuß durch die Wüste zu wandern. Auch das „Wüstenschiff“ oder der unvermeidliche Ford sind, solange es keine Autostraßen im Orient gibt, recht unangenehme Beförderungsmittel. Vierzehn Tage Autopannen von Teheran nach Bagdad lohnen sich nicht in Anbetracht des mageren Resultats. Es ist besser, die Sache in sieben Flugstunden abzutun. Hoffnung auf romantische Abenteuer im Wüstensand kann sich der Reisende, sei es per Auto oder Kamel, sowieso nicht mehr machen. Wem es allerdings um das Studium primitiver Unterkünfte, schlechten Wassers, des Ungeziefers, der Fliegen oder unverdaulicher Speisen zu tun ist, wozu jede orientalische Stadt unerschöpfliche Gelegenheiten bietet, dem ist mit diesen Zeilen nicht geholfen.





Nerlinger

Die Weisheit der Ungelehrten

Von

Konrad Bercovici

Ins Deutsche übertragen von Anna Drawe

Die Weisheit ist in der modernen Welt durch die Bildung von ihrer Stelle gerückt worden. Unsere Augen spiegeln die äußere Welt wider, ohne daß sie einen Eindruck auf unserem Gemüt hinterläßt. Wir reden viel von wissenschaftlichen Entdeckungen, aber wir haben wenig davon zu unserem Nutzen angewendet. Der Tag ist nicht mehr fern, an dem wir uns hinabbücken werden müssen, um die Weisheit des Volkes zu suchen. An diesem Tag werden wir die Ungelehrten der Welt herausuchen, deren Hirn noch nicht durch Buchgelehrsamkeit verschroben ist, um uns selbst zu erneuern. Wir werden viel vergessen müssen, um zu lernen. Und erst wenn wir diese Weisheit erlangt haben werden, können wir begreifen, wie wir unsere Kenntnisse zu gebrauchen haben.

Die Weisheit steht den Kenntnissen nicht feindselig gegenüber. Aber Kenntnisse, die ohne Weisheit gebraucht werden, sind so gefährlich wie eine Armee, die von einem Kind befehligt wird. Ich bin für Buchgelehrsamkeit, wenn sie eine Rekordleistung im Handeln erzielt. Leider hat sie eher wie ein Opiat gewirkt.

Ungelehrte, die weise sind, würden die einfachsten Mittel herausfinden, um uns aus der Sackgasse zu helfen, in die wir geraten sind. Ihre Köpfe sind nicht mit dem Zeug angestopft, das man in den Müllkästen unserer Akademien sammelt, und nicht durch die Universitäten verknöchert. Sie würden wissen, wie man die Produktionsüberschüsse verteilt, wie man Frieden zwischen den Völkern schafft, ohne Jahre und den Wert von Millionen Büscheln von Weizen und Korn und von Wagenladungen von Fett und Wolle auf Konferenzen, die zu nichts führen, zu vergeuden. Eine Unze Weisheit ist Millionen Tonnen von Büchern wert. Die es verstanden, mit weniger, als nötig ist, zu leben und ihre Kraft und Gesundheit zu bewahren, sollten Gelegenheit finden, uns zu lehren, wie wir mehr, als konsumiert werden kann, verwenden sollen, ohne Not zu leiden.

Greifen wir auf die Weisheit der Ungelehrten zurück, um Gerechtigkeit, Schönheit, Duldsamkeit und das Verständnis der ewigen Wiederkehr aller Dinge zu finden. Ich wurde in einem von ungelehrten Bauern bewohnten Landstrich an der Donau geboren. Die weisesten Männer dort waren nicht der Schullehrer und der Arzt, die Worte aus Büchern zitierten, sondern Leute, die ihre Weisheit aus den Quellen des Lebens geschöpft hatten. Sie hatten einen klareren Begriff von der Relativität als unsere hervorragendsten Physiker, sie wußten mehr von Psychologie als die meisten unserer Analytiker von Beruf, und sie verstanden alles, was als Grundlage der medizinischen Materie gilt. Es waren keine Kenntnisse, sondern reine fundamentale Weisheit, eine Weisheit, die die Quelle aller Kenntnisse ist — hauptsächlich weil sie auf tatsächlichen Beobachtungen basiert und nicht auf Wiederholungen der Erfahrungen anderer mit einigen Zugaben.

Ich hatte mir in den Sümpfen ein Fieber geholt. Bevor der Arzt, der aus der nächsten Stadt berufen worden war, kam, besuchte mich ein alter Bauer, der mich fragte: „Sind Sie nie zuvor krank gewesen?“

„Nein“, sagte ich.

„Nun“, meinte Stohn, „es ist gesund, ab und zu krank zu sein.“

Alles, was Stohn wußte, bestand darin, daß jene Leute, denen bis zu ihrem dreißigsten oder vierzigsten Jahr nie etwas gefehlt hatte, eher einer Krankheit unterliegen konnten als solche, die schon viele Erkrankungen mitgemacht hatten, ehe sie dieses Alter erreichten.

Ich erinnere mich daran, gelegentlich einen anderen Ausspruch von ihm gehört zu haben: „Ich werde meinen Schwiegersohn unter den Pockennarbigen unseres Dorfes wählen. Sie leben am längsten. Von den vier Hundertjährigen, die in unserem Dorf leben, sind drei pockennarbig.“

Stohn wußte nichts von Magensäften, als er mir sagte, daß unglückliche Leute besser tun, wenig Nahrung zu sich zu nehmen. „Das Blut eines unglücklichen Menschen ist vergiftet. Was er ißt, verwandelt sich in noch mehr Gift.“

Nach langen Forschungen im Laboratorium kam Professor Metschnikoff zu dem Schluß, daß man das menschliche Leben durch den Genuß von Milch, die auf eine spezielle Art zum Gerinnen gebracht worden war, verlängern könne. Die westliche Welt begrüßte die Feststellung des großen Gelehrten mit großer Freude und feierte ihn als einen Wohltäter der Menschheit. Es ist Tatsache, daß die Leute jenseits der Karpathen seit tausend Jahren Joghurt getrunken haben. Bulgaren, Serben, Mazedonier

und Rumänen verstanden es, Kulturen davon anzulegen und so zu konservieren und zu vermehren. Sie wußten, daß diese Kulturen unsichtbare „Würmer“ enthielten und daß diese die „schlechten Würmer“ in den Verdauungsorganen des Menschen auffressen.

Ein bäuerlicher Freund von mir besuchte die Vereinigten Staaten. Das Land gefiel ihm, aber nicht die Gesichter der Leute.

„Sie sind nicht glücklich, sie sind nicht glücklich“, wiederholte er immer wieder. „Warum?“

Wir pflegten in einem Restaurant zu essen, wo die Zahl der Kalorien neben jeder Speise auf der Karte verzeichnet war. Eines Tages fragte mich mein Freund, was diese Zahlen bedeuteten. Als ich ihm die Sache erklärt hatte, rief er aus:

„Nun weiß ich, warum sie so unglücklich sind. Sie behandeln den Hunger, als wäre es eine Krankheit. Das ist kein Ort zum Essen, das ist ein Spital, in das sie kommen, um ihre Medizin einzunehmen!“

Diese Auffassung war mir neu!

Ein Zigeuner, den ich gut kannte, weigerte sich hartnäckig, den Winter in meinem Haus in Connecticut zuzubringen. Auf meine Versicherung, daß das Haus beheizt werden könne und daß dazu viel Holz vorhanden sei, antwortete er:

„Wozu sich plagen, einen kalten Ort zu erwärmen, wenn es warme Orte gibt? Ein Haus ist ein Gefängnis. Wärme ohne Sonne ist wie Wein ohne Geschmack.“

Als Erwiderung auf meinen Vorwurf, daß er Leute nach dem ersten Eindruck beurteile, entgegnete mir ein alter ungarischer Bauer:

„Ich muß nicht das ganze Faß Wein austrinken, um seinen Geschmack kennenzulernen. Ein Tropfen auf meiner Zunge sagt mir genug.“

Und seinem Gedanken nachgehend, fügte er hinzu: „Und nur guter Wein wird mit dem Alter besser.“

Anderswo, in Burgund, sagte ein Winzer, auf eine Flasche Wein deutend:

„Da in dieser Flasche ist Freude, Heiterkeit, Lachen. Aber jemand muß den Wein trinken, damit alles heraus kann. Von selber kann der Wein nicht lachen oder tanzen!“

Die ersten Zeilen eines Zigeunergedichtes lauten:

„Wenn eine Frau einen Mann liebt, hat ihr Körper den Duft von tausend Apfelbäumen im Blute. Die langen Wimpern ihrer Augen fachen die Glut seines Herzens zur Flamme an.“

Ich wüßte nicht so schnell Verse irgendeines Gedichtes zu nennen, die ebenso schön und packend sind.

„Wenn ein Mann eine Frau liebt, ist seine Stimme wie das Rauschen des Windes in einem wogenden Weizenfeld, und sein Körper riecht wie reifer Weizen.“

Ein alter Pferdehändler meinte einmal: „Es kann kein Geschäft zwischen zwei Männern zustande kommen, wenn nicht jeder von ihnen meint, mehr zu bekommen, als das, was er abgibt, wert ist!“

Das ist im Grunde genommen das Grundprinzip aller Handels- und Bankgeschäfte. Vergangenes Jahr hörte ich in Spanien einen Flamenco-sänger folgendes Lied singen:

„Liebe ist zugleich Biene und Blume. Sie gibt und nimmt Honig. Wehe dem, der es versucht, nur Biene oder nur Blume zu sein.“

Das ist tiefer und feiner als alles, was während hundert Jahren aus den Federn unserer Dichterlinge geflossen ist.

Fred, mein Gärtner, erklärte seiner Frau die drahtlose Telegraphie in folgender Weise:

„Zuerst muß ich dir die Telegraphie durch den Draht erklären. Stelle dir einen großen Hund mit einem Schwanz vor, der mit diesem Schwanz bis zum einen Ende des Dorfes und mit dem Kopf zum andern Ende reicht. Kannst du dir einen so großen Hund vorstellen?“

„Gewiß“, erwiderte die Frau.

„Nun, wenn du den Schwanz ziehst, dann bellt der Kopf. Das ist Telegraphie durch den Draht.“

„Aber was ist drahtlose Telegraphie?“ drängte die Frau.

„Dasselbe — nur ohne den Hund“, war Freds Antwort.

Ein altes rumänisches Gesetz, das Bauern erließen, bestraft einen weißen Mann, der ein Pferd stiehlt, mit fünf Jahren Gefängnis. Wenn aber ein Zigeuner überführt wird, ein Pferd gestohlen zu haben, wird er nur mit sechs Monaten Gefängnis bestraft. Das Gesetz erläutert, daß sechs Monate Haft für einen Zigeuner ebensoviel bedeuten wie fünf Jahre für einen weißen Mann.

Vor einigen Jahren war ich zufällig bei einem „Manlaslo“, einem Zigeunergericht, anwesend. Man urteilte einen Mann wegen Vielweiberei ab.

„Aber weshalb?“ fragte ich. „Euer Stamm ist doch polygamisch?“

„Ja“, antwortete der Häuptling, „aber sein Stamm ist es nicht. Er hat das Gesetz seines Stammes gebrochen, und wir richten ihn nach den Regeln seines Stammes.“

Es ist unnötig, auf die Erkenntnis hinzuweisen, daß die Moral eine Frage der Rasse und der geographischen Lage ist.

„Jede wahre Liebe stirbt. Nur was nie gelebt hat, stirbt nicht. Alles, was brennt, wird zur Asche. Aber was schmilzt, wird wieder hart und kann wieder schmelzen“, sagte ein anderer Zigeuner.

Ich lobte einer dalmatinischen Bäuerin gegenüber die Intelligenz ihres Sohnes. Der Junge, der nie zuvor in seinem Leben ein Automobil gesehen hatte, erlernte es innerhalb weniger Tage, ein solches zu lenken.

„Nur wenn Vater und Mutter Narren sind, taugen die Kinder auch nicht viel mehr als ihre Eltern“, meinte sie.

Eines Tages wird jemand alle Volksweisheit registrieren und daraus ein Moralgesetz, eine soziale Gerechtigkeit formen, Regeln, die wir alle unterschreiben können. Ich will nicht schließen, ohne zu wiederholen, was mir einst ein tschechischer Schneider sagte:

„Von drei Söhnen, die ich habe, sind zwei ernste Menschen, und einer ist so leicht, daß er nach oben gelangt ist: er ist ein erfolgreicher Mann.“

„Sie meinen . . .?“ fragte ich.

„Ich meine, daß nur das, was leichter ist als fließendes Wasser, oben bleibt“, erklärte er ungeduldig.

Das war alles, was er über den Erfolg zu sagen wußte.





Jeanne Mammen

Deutsch

3. Folgeunrichtigkeiten

Unsere Schulmeister pflegen mit den „Ungebildeten“ furchtbar streng ins Gericht zu gehen, wenn sie sich einen sprachlichen Schnitzer zuschulden kommen lassen. Aber liegt die Schuld wirklich an den einzelnen Menschen und nicht vielmehr an der Sprache selber? Ist sie etwas Feststehendes und ein für allemal Beregeltes — oder ist sie nicht vielmehr beständig im Fluß, wie unsere Kultur überhaupt, immer im Begriff, sich neuen Inhalten anzupassen? Wozu brauchten wir sonst die wissenschaftlichen „Fachausdrücke“, die wir den toten Sprachen entleihen müssen? Aber auch in unserer Alltagssprache gibt es keinen Stillstand. Nur daß sich die Veränderungen zögernd vollziehen — viel langsamer als die in unserer Erkenntnis. Die Folge ist, daß zwischen dem, was wir sagen wollen, und dem, was wir wirklich aussprechen, oft ein großer Widerspruch klappt, und nur die Gewohnheit läßt uns diese Ungereimtheiten übersehen. Hierfür nur einige Beispiele, die sich ungeheuer vermehren ließen.

In allen Sprachen, nicht nur in unserer, hat sich der Irrtum des Kolumbus verewigt, der einen neuen Seeweg nach Indien gefunden zu haben meinte, als er Amerika anlief. „Westindien“ nennen wir die dem amerikanischen Kontinent vorgelegten Inselgruppen und die amerikanische Urbevölkerung „Indianer“ — wobei wir Deutschen immerhin noch den Vorzug der älteren Form haben, durch die sich die Bewohner Indiens von denen Amerikas unterscheiden; bei den andern Nationen hingegen gibt es für beide Begriffe nur einen Ausdruck: „Indiens“, „Indians“, „Indiani“ heißt im Französischen, Englischen und Italienischen ebenso wohl „Inder“ als „Indianer“. Ferner lassen wir die Sonne „auf- und untergehen“, als hätte nie ein Kopernikus gelebt. Selbst Faust, der unermüdliche Forscher, scheut sich nicht, den alten Irrtum nachzubeten, wenn er Gretchen fragt: „Liegt nicht die Erde hier unten fest?“ — „Da sind Sie aber auf dem Holzweg, Herr Doktor“, würde ihm eine junge Dame von heute antworten, „die Erde dreht sich um die Sonne, und zwar unglaublich fix!“

Aber auch mit den Zahlen steht unsere Sprache auf gespanntem Fuße. Der Berliner kann es sich nicht abgewöhnen, das Fünfspennigstück einen „Sechser“ zu nennen — nur, weil der ehemalige Groschen zwölf (nicht zehn) Pfennige enthielt. Man wende nicht ein: So etwas ist nur im gewöhnlichen Volk möglich! In sehr gebildeten Kreisen hört man: „Heut in acht Tagen“ — womit sieben Tage, nämlich eine Woche, gemeint sind. Logischerweise müßten zwei Wochen „sechzehn Tage“ heißen — und doch sagt jeder: „In vierzehn Tagen“. Die Herren Juristen, die auf ihre Logik so besonders stolz sind, reden seelenruhig von „dritten Personen“ auch in den Fällen, wo es sich nur um zweie handelt. Die Hausfrau gibt „ein Paar Unterhosen“ in die Wäsche, das nur aus einem Stück besteht. Sie denkt nicht daran, daß vor Jahrhunderten einmal die beiden Beine tatsächlich getrennt gewesen sind. Ebenso wenig stoßen wir uns daran, daß die letzten vier Monatsnamen nicht stimmen; sie richten sich nach dem römischen Kalender, der mit dem 1. März beginnt, und bezeichnen deswegen den September als den „siebten“, Oktober als „achten“, November als „neunten“ und Dezember als „zehnten“ Monat. Mit den ursprünglichen deutschen Monatsnamen kommt man um diese Klippe bequem herum. Ganz willkürlich sind auch die Bezeichnungen für die Mahlzeiten: der Franzose „frühstückt“ mittags um ein Uhr und ißt um sechs Uhr „zu Mittag“. Um diese Stunde nimmt man in Norddeutschland das „Abendbrot“ zu sich, während man in Süddeutschland gar „zu Nacht ißt“. Im Bayrischen Wald wiederum wünscht man sich gleich nach dem Mittagessen, das um elf Uhr vormittags eingenommen wird, „Guten Abend“.

Weil wir grade bei den Mahlzeiten sind: in Süddeutschland „frühstückt“ man nicht, sondern man „trinkt Kaffee“. So kann es kommen, daß man „Schokolade zum Kaffee trinkt“. Ortsbezeichnungen werden zu Berufsnamen: der „Stallschweizer“ oder der „Kirchenschweizer“ brauchen nie in ihrem Leben die Alpen gesehen zu haben, so wenig wie der „Holländer“, der Viehbesorger in Mecklenburg, die Heimat Rembrandts. „Kuli“ ist ursprünglich der Name einer indischen Kaste, ist aber auf jeden Schwerarbeiter in Ostasien übergegangen, namentlich auf den chinesischen. Hier reihen sich das „Kadeberger Pilsner“ und der „Allgäuer Emmenthaler“ an. In fast allen Sprachen bezeichnet man den Angestellten als „Jungen“. In Luthers Bibelübersetzungen gibt es im Buch

Samuelis einen „Knaben Ziba, der hatte fünfzehn Söhne“. „Cow-Boy“ („Kuhjunge“) heißt der Hirt in der amerikanischen Prärie auch dann, wenn er fünfzig Jahre alt ist — so alt wie der „Garçon“, der französische Kellner (eigentlich „Knabe“). Ludwig Richter schreibt ganz ernsthaft in seiner Selbstbiographie: „Als ich von Rom zurückkam, sah ich besagten H., der bereits Gatte und Vater geworden war, als Brezeljungen an der Salomonisapotheke stehen.“

Die Ungenauigkeiten oder gar Sinnlosigkeiten greifen aber noch viel tiefer in die Sprache des Alltags hinein. Es gibt heutzutage weder Kreuzbänder für „Kreuzbandsendungen“, noch Blei im „Bleistift“ oder in der „Zahnplombe“. Unsere Ärzte reden nach wie vor von „Gelenkrheumatismus“, obwohl dieses Übel mit Rheumatismus gar nichts zu tun hat: ein verewigter Irrtum wie die „westindischen“ Inseln und die „aufgehende“ Sonne. Die „Sägemühle“ hat nichts zu mahlen, auf dem „Zollstab“ sind keine Zoll vermerkt, sondern Zentimeter; „siehe oben“, schreiben unsere Professoren in ihren grundgelehrten Büchern



K. Werth

und vergessen dabei, daß diese Bücher nicht wie im Altertum auf Rollen geschrieben sind (so zerstreut sind unsere Gelehrten!). Ob sie es wohl bemerken, daß sie mit „Schlußfolgerung“, „Tragbare“, „Wiedervergeltung“ dieselbe Sache jeweils zweimal ausdrücken? Die „bezahlte Rückantwort“ ist noch immer nicht ausgerottet, von „sterblichen Überresten“ längst Verstorbener kann man jeden Tag lesen, und immer wieder wird solchen Verstorbenen ins Grab ein „Lebewohl“ nachgerufen. Eine Preisfrage: Wer ist eigentlich von der Firma „Zunsel. Witwe“ noch am Leben?

Ein Glück, daß der Volksmund aus der Not eine Tugend zu machen weiß und die Widersprüche zu Wizen ausmünzt. „Da hast du ein Trinkgeld, verkauf's aber nicht!“ — „Wenn eins von uns beiden stirbt, zieh'ich nach Lankwitz“, sagte der Berliner Ehemann. „Heiliger Sankt Florian, verschon mein Haus, zünd' andre an!“ betet man in Österreich. „Der Herr Jesus saß hinter seinem Tische, hatte das Evangelium des Sonntags samt der Epistel gelesen, und weil er gerade damit fertig war, so stellte er das Buch auf den Sims.“ „I woaß a flo ans Häuserl am Roan, dös Häuserl ist groß und nit floan“, singen sie in Bayern. In einem Volksmärchen der Brüder Grimm sagt einer: „Meine lieben Riesechen!“ — „Ich will mich im Himmel halbtot freuen, wenn Ew. Durchlaucht dort ankommt“, schreibt ein alter Förster an den Herzog von Anhalt. Im „Schackästlein des Rheinischen Hausfreunds“ läßt Johann Peter Hebel den Zundelheiner dem Schimmel „mit den Absäzen die Sporen geben“. „Und wenn zu dreien der vierte wär, so wär ein Heiliger Drei König mehr“ in „Epiphania“ von Goethe. Der Feldwebel schnauzt: „In der ganzen Kompanie ist nichts drin, und das muß raus!“ Und ein unbekannter Philosoph aus dem Volke meint: „Ein bißchen dumm ist ja jeder — aber so dumm wie mancher ist doch eigentlich keiner!“ ...

Hermann Hieber.

★

Deutsche Sprichwörter

Geld hat keine Zipfel.

*

Kommt man über den Hund, so kommt man auch über den Schwanz.

*

Man bürstet das Haar nicht gegen den Strich.

*

Er ist gescheit wie das Roß Christi und das war ein Esel.

*

Ein Irrtum, sagte der Hahn, und stieg von der Ente.

*



W. Bürger

Zwei Gedichte von Anton Schnack

Miß auf Reisen

*Sie floh aus dem Tuchmanchester
Von Zug zu Schiff, von Schiff zu Zug.
Sie sah die Wirrsal der Nester
Als Schattenvorüberflug.
Sheffield, Dover, Calais.*

*Sie schlief in der Trauer von Betten
Von vergangenem Schicksal gequält
Und bitteren Schlaftabletten.
Nachtuhren hat sie gezählt.
Versailles, Frankfurt, Verona.*

*Sie tanzte an grauen Mittag
Tangos, Passo doble und Step,
Und belächelte die Rendezvousfragen
Von Paolo, Maurice und Sepp.
Neapel, Paris, Bad Ischl.*

*Sie fuhr auf keuchenden Schiffen,
Wunderbar war es an Bord
Unter schnellen Matrosengriffen
Und derb gestöhntem Wort.
Venedig, Marseille, Piräus.*

*Sie speiste auf hundert Terrassen
Unter Schwindler, Snob und Boy.
Wer hatte sie ziehen lassen?
Wem war sie untreu, wem treu?
Smith, Miller and Brown?*

*Was hatte sie zu suchen?
Ein Herz, einen Traum, ein Gesicht?
Sie verbröselte vor Vöglein den Kuchen.
Was sie suchte, fand sie nicht.
Constantine, Passau, Bologna.*

*Wem wollte sie begegnen:
Einem Kind, einem schönen Marquis?
Suchte sie sanftes Regnen
Oder endlose Melancholie?
Arosa, Valencia, Istanbul.*

*Was mußte sie sich denken
Im ruhlosen Reisebetrieb?
Sie konnte keinem sich schenken,
Nie sprach sie: „Ich habe dich lieb.“
Madrid, Partenkirchen, Ostende.*

★

Der Hinweis auf Städte

*Ich habe in vielen Städten gewohnt;
In Berlin kam ich im fahlen Oktober an,
Die Hochhäuser waren von Licht bethront,
Aus dem Unsichtbaren rollte die Untergrundbahn.
Es tobte die Nacht. Ein Weib trat heran.
Was tat ich hier? Zu welchem Zweck?
Neben dem Glanz lag Dreck.
Im Frühling fuhr ich weg.*

*Wenn ich traurig bin, fällt mir Würzburg ein,
Das der Knabenschritt zögernd durchlief.
Im lauen Abend floß der Main,
Ein Wirt dumpf in den Keller rief,
Worin der Küfer im Weindunst schlief.
Mit gelbem Wagen fuhr die Post,
Bratwürste rauchten auf dem Rost,
Ein Mann trug einen Hafen Most.*

*O lange Nacht, o Mitternacht,
Ich sitze in München, der Schlaf mich floh,
Und höre, wie die Treppe im Dunkel kracht.
Ich denke nach: wer geht nur so?
Der Alpenwind? Das Fräulein Lo?
Im blauen Krug steht Bier,
Der Föhn faucht feucht, ein Fiebertier,
Das Herz ist voller Streit und Gier.*

*In Mannheim war ich auch,
Bewohnte diesen, jenen Raum,
Vom Rhein her zog der Rauch
Und roch nach Schiffen, Gift und Traum,
Nach Eisenlack und Seifenschaum.
Quadrate haben mich empört,
Mich hat der Duft der Welt gestört,
Ich fuhr ihm nach, berauscht, betört.*

*



Philosophie der Geburt
oder
Geburt der Philosophie
von

A. L. Erné

Kürzestschauspiel à la Campanile

Personen:

Der erste Zwilling
Der zweite Zwilling
Der Oberarzt
Der Gynäkologe
Die Narkose-Schwester
Die Wöchnerin

Beim Aufgehen des Vorhanges sieht man in den Kreiß-Saal einer Frauenklinik. Ärzte und Schwester sind um die Wöchnerin beschäftigt. Auf einem Tisch liegen, in zwei Decken gehüllt, die in diesem Augenblick geborenen Zwillinge. In der Luft hängt Geruch von Desinfektionsmitteln.

DER ERSTE ZWILLING (zu dem anderen):

**„Siehst du, habe ich nicht immer gesagt,
es gibt ein Fortleben nach der Geburt!“**

VORHANG





Ulla Siebe

Reisebrief

....., den ... Juni 1934

Liebste X...

Endlich habe ich eine freie Minute, die ich nicht besser anzuwenden weiß, als Euch zu schreiben ... Ich bin so voller Eindrücke, daß ich überhaupt nicht weiß, wo anfangen, um Euch von all dem Herrlichen, all dem S Himmelichen zu erzählen, das mich voll und ganz erfüllt ...

Bis hierher war ich gestern abend gekommen, als ich dringend abgerufen wurde ... Und wie ist es nun bei Euch? Ist alles gesund? ... Hoffentlich doch ... Ich hatte die ganze Zeit über an nichts zu leiden außer einem ganz kleinen, unbedeutenden Schnupfen ... da muß ich schon wieder niesen ... ich hole ein Taschentuch ...

Bis hierher kam ich gestern. Heute fühle ich mich schon wieder bedeutend wohler. Und ein Wetter haben wir ... ein Wetter ... Ach, Ihr solltet hier sein, allein um dieses Wetter genießen zu können. Eine Sonne, sag' ich Euch, nein, Ihr wißt nicht, was Sonne ist, eine solche Sonne kennt Ihr nicht ... Es wäre eine Sünde, bei solchem Wetter am Ofen zu hocken ... heraus, heraus in die Gottesnatur! ... es hält mich nicht mehr hier am Schreibtisch ...

Es hielt mich gestern nicht mehr hier am Schreibtisch, und es wird mich heute auch nicht lange hier halten. Aber ich hoffe doch, daß bei Euch alles wohlauf ist. Und nun auf an den Strand! ...

Bis hierher kam ich gestern . . . Nun ist der Brief doch länger geworden, als eigentlich beabsichtigt war. Das kommt davon, wenn man der Dabeimgebliebenen gedenkt, dann kommt man ins Plaudern. Ach, es ist ja aber auch so unendlich viel zu erzählen. Ach Wandern, Wandern! . . .

Ich mache Schluß . . . Ich umarme Euch alle noch rasch! Hoffentlich geht es Euch allen gut! Das Wetter ist hier geradezu himmlisch. Also auf baldiges Wiedersehen . . .

Gestern kam ich bis hierher . . . Es ist ja aber auch kein Wunder, wenn man so vieles erlebt . . . Was das Herz voll ist, dem läuft der Mund über . . . gell, Ihr nehmt mir nicht meine Schwachhaftigkeit übel . . .

Nun aber endgültig Schluß. Tausend tausend tausend innigste Grüße . . .

Eure

X . . .

Nachschrift: Habe ich Euch gesagt, daß ich einen kleinen Schnupfen hatte . . . ? Aber bitte regt Euch wirklich nicht auf deshalb . . . Adieu, Adieu . . .



Ulla Siebe



v. d. Heide

Etwas Spanisch

Von

Heinz Geck

Wer über die berühmte Bidossoabrücke von Hendaye nach Irun kommt, bringt meistens eine fertige Ansicht über Spanien mit: eine Mischung aus Stendhal, Victor Hugo, De Amicis, Gautier und Blasco Ibanez, mit einem Schuß Baedeker älterer Ausgabe. Übersetzt heißt das: Inquisition, Alhambra, Gitarre, Mantilla, Kastagnette, Räuber und leidenschaftliche Dolche, Carmen und ein Hauch Mittelalter . . . was bezeichnen Dummköpfe nicht alles mit Mittelalter!

Der Spanier bringt es fertig, sonnenfaul, lebhaft und leidenschaftlich gleichzeitig zu sein. Es ist mir nie geglückt, eher zum Frühstück auf zu sein als meine verschiedenen Gastgeber, obwohl ich zuweilen schon um neun antrat. Allerdings hörte ich später, daß ich damit des Landes Brauch haarscharf getroffen hatte. Vor neun Uhr ist es fast unmöglich, in irgendeinem Dorfe einen Kaffee zu bekommen. Um diese Zeit werden erst die Ziegen gemolken. Mittagessen um drei und Abendessen um zehn Uhr. Vermutlich, weil die Abendvorstellung eines spanischen Theaters erst um halb elf beginnt. Den dazwischenliegenden Tag kann man nach Belieben ausnützen. Die berühmte Siesta habe ich nicht kennengelernt. Ich habe die Spanier mit Begeisterung Fußball, Rugby und das mörderische Pelota spielen sehen, in einer Hitze, in der ich kaum kriechen konnte. Und ich bin aus den Tropen an Sonne gewöhnt. Pelota ist nach den Stierkämpfen das spanische Nationalspiel, aber erheblich aufregender und gefährlicher. Ich weiß nicht, mit wieviel Sekundenmetern so ein harter Ball fliegt. Hinterher trinkt man Sherry. Es gibt weißen Sherry, hellen Sherry, nicht ganz hellen Sherry, braunen Sherry, fast schwarzen Sherry und hellbraunen Sherry. Trotzdem ist der Spanier kein großer Trinker, abgesehen vom Wasser — aber Wasser hat Seltenheitswert. Die Wasserfrage steht überall oben. Endlose Straßen kann man fahren, ohne je einen Teich oder einen Wasserlauf zwischen heckenlosen, verbrannten Feldern zu sehen. Selbst in den großen Städten wird das Wasser literweise verkauft. Eselchen schleppen es in geduldigem Trott durch winklige Straßen. Ich habe über-

haupt — außer beim Sport — in Spanien nie jemand laufen sehen. Beladene Maultiere trotten ohne Treiber ihren Weg. Ziegenherden grasen gehorsam auf ihrem zugewiesenen Gebiet, das durch keinen Zaun umgrenzt ist. Selbst Stierkälber bewegen sich gemessen — es muß viel Übung dazu gehören, sie im Ring wild zu machen. — Es ist, als trüge jedes Lebewesen unsichtbar Peineta und Mantilla. Das ist der Kopfputz der Damen, der geschnitzte Schildpattkamm mit dem schwarzen oder weißen Spitzenschleier — ein Gebilde von stolzem, königlichem Charakter, das einfach zur Würde zwingt und selbst aus einer molligen, pausbäckigen Chiquita eine große, sehr stolze Dame macht. Man muß sie sehen, wie demütig-stolz sie zur Beichte gehen — und wie sehnüchtig sie dabei nach dem Leben ausschauen.

Es gibt viele Sünden in Spanien, denn das Volk ist im allgemeinen noch fromm katholisch, trotz Inquisition und Jesuiten. Und trotz Lenin. Allerdings kann es einem jetzt geschehen, daß Steine ins Café fliegen, die eigentlich einem Priester zugehört sind, und die Kirchen und Kathedralen sind bis zu drei Meter Höhe mit kommunistischer Propaganda bedeckt. Die Spanier haben nie viel von Propaganda gehalten, weil sie zu den bisher verachteten Gebieten Politik und Handel gehört, und es gibt viele Dörfer, in denen nicht ein einziges Schild aushängt. Selbst die Restaurants muß man erraten. Inzwischen war aber die Revolution von 1931. Inzwischen gibt es über ein Dutzend revolutionäre Verbände. Inzwischen gibt es CNTUGTFAIPC. Das ist kein Druckfehler. Dieser Buchstabensalat ist augenblicklich das politische Spiegelbild Spaniens.

Spanien hat gerade seine dritte (und bisher gefährlichste) Revolution hinter sich. Wenn das Land dabei nicht vom Anarchismus zerstört wurde, so lag das weniger an der braven Bürgergarde als daran, daß zufällig die Kerntruppe, die Guardia de Asalto, für diese augenblickliche Regierung kämpfte. Sie besteht aus 5000 bis an die Zähne bewaffneten Leuten. Noch einmal haben automatische Waffen und Disziplin das Land gerettet, aber man weiß selbstverständlich nicht, was morgen sein wird.

Übrigens: CNT = Confédération National de Trabajo. — UGT = Unión General de Trabajadores. — FAI = Federación Anarquista Iberica. — PC = Partido Comunista (zwei Richtungen: Trotzki und Lenin).

Zu diesem Wirrwarr, in dem einer dem anderen den Rang in kommunistisch-anarchistischer Gesinnung ablaufen will, kommen noch unzählige Ateneos Libertarios (Freiheitsklubs) und ebenso viele Geheimgesellschaften, die sämtlich von Moskau dirigiert und bezahlt werden. Der Anarchismus und Hand in Hand damit die wildeste Pornographie, in Spanien immer schon sehr gepflegt, feiern Triumphe. Das letzte Jahr brachte einen Rekord von 126609 Verbrechen. Die vorläufige Antwort war ein Sieg der Rechten.

Was aber wird, wenn CNTUGTFAIPC sich zusammenfinden? Einstweilen toben sie sich — außer gelegentlichen Steinbombardements — in Plakaten aus; auf jedes Plakat einer anderen Partei kommen zehn kommunistische. Die Priester gehen mit würdiger Nichtachtung daran und darunter vorbei. Wahrscheinlich haben sie sich daran gewöhnt. Es gibt in Barcelona ungefähr hundert Kirchen. Die älteste ist San Pablo del Campo, die größte die Kathedrale Santa Eulalia, die mit etwa dreißig Kapellen einen großartig düsteren Eindruck macht, und die originellste und jüngste ist die Sagrada Familia. Sie ist eine geglückte Kreuzung von Moschee und verschiedenen gotischen Richtungen, hat einen turmflankierten Eingang, anderthalb Mauern und eine Krypta. Vor vierzig Jahren wurde mit dem Bau der Sagrada Familia begonnen. Es sollte

etwas ganz Neues im Kirchenbau werden und der Stolz Barcelonas — aber nachdem einige Millionen frommer Stiftungen verbaut waren, ging das Geld aus, und seitdem wurde es Brauch, daß fromme Maurer in ihrer Freizeit etwas daran herumbauten, im Hinblick auf Vergebung der Sünden und jeder nach seinem Geschmack. Was einmal daraus wird, ist schwer zu sagen, denn die Arbeiterschaft wird immer atheistischer und zu unbezahlten guten Werken weniger geneigt. Es steht zu befürchten, daß die Sagrada Familia bleibt, was sie ist — ein filmkulissenähnliches Zeichen guten Willens.

Andere Dinge dagegen sind in Spanien vollkommen, das Falschgeld zum Beispiel. Man bekommt es überall, bei den Banken angefangen, gibt es fleißig weiter, und da jeder es nimmt, ist es gleichwertig. Es gibt Autobusse mit drei oder gar vier Klassen, jede Sitzreihe hat einen anderen Preis — und in jeder Reihe findet sich immer wieder jemand, dessen Magen . . . aber es gibt keine Pergamentbeutel wie bei der Lufthansa. Es gibt sehr gute und billige Zigaretten, die man sich selbst dreht. Der Tabak wird von Algier in ganzen Felukenladungen herübergeschmuggelt. Das führt auch ab und zu zu einer Schlacht zwischen Contrabandistas und Carbineros: da haben die Carbineros den Schmugglern ins Handwerk gepfuscht und sich auch einmal an dem einträglichen Gewerbe versucht, statt mit dem üblichen Zehnten zufrieden zu sein. Das war allerdings nicht zur Zeit Primos, der bezahlte seine Beamten.

Es gibt architektonische Wunder in Spanien. Und ein lebendiges Wunder ist der Gesang der unsichtbaren Nachtigallen in den tropischen Blütengärten. und die Alhambra ist ein Dreck im Vergleich mit der phantastischen Schönheit ihrer Umgebung.

Die maurischen Könige wußten, was sie wollten. Sie hatten nie mehr als 110 Frauen und erfanden die Schönheitskonkurrenzen, indem sie ihre Frauen gemeinsam in einem Schwimmbad im Steinhof unter des Königs Balkon sich tummeln ließen. Die Männer von Granada behaupten von sich selber, die eifersüchtigsten Männer der Welt zu sein, was sie auf ihr maurisches Blut zurückführen, welches Erbe sich unbestreitbar in ihrem Geschmack zeigt. Eine Frau schlank zu nennen, gilt als Beleidigung. Die ideale Frau kann gar nicht fett genug sein, was in Verbindung mit der beliebten Zwiebel die Frage offenläßt, auf was die Männer Granadas nun eigentlich eifersüchtig sind.

Mit dem maurischen Einschlag hängt auch der sehr starke Fatalismus des Spaniers zusammen und seine vollkommene Gleichgültigkeit gegen Leiden — anderer. Tierquälerei ist an der Tagesordnung, darum sind die Schafe schlecht in der Wolle, die halbverhungerten Hähne krähen unausgesetzt, und die vielgeprügelten Eselchen sind so renitent wie nur spanische Esel renitent zu sein vermögen.

Sonst ist Spanien ein kleines Paradies — nicht für Franzosen — die sind unbeliebt. Sogar die Kinder haben das schon heraus.

Frömmigkeit läßt sich hierzulande praktisch verwerten, wenn man eine Köchin hat, die über den Zweck der Uhr beim Eierkochen nicht unterrichtet ist. Man bestellt in diesem Falle ein Vier- oder Fünf-Kredo-Ei. Nach vier Kredos ist das Ei weichgekocht. Ein Fünf-Kredo-Ei kann man in der Tasche mitnehmen.

Für Reisende mit Carmensehnsucht hat Granada seine Zigeuner mit bunten Trachten, angeklebten Locken auf Stirn und Wange und einem erheblichen Aufwand an Kastagnetten und stampfenden Absätzen. Aber jeder Filmregisseur macht das natürlicher.



Kinderzeichnung (1870)

Polnische Sprichwörter

Diene Gott, aber erzürne den Teufel nicht.

*

Wo der liebe Gott einen Finger hinlegt, legt der Teufel gleich die ganze Tatze hin.

*

Der liebe Herrgott besitzt mehr, als er verteilt hat.

*

Ein Weib macht mehr Lärm als zweihundert Männer.

*

Ob man sich dem Teufel oder dem Weibe verkauft, es läuft auf dasselbe hinaus.

*

Um ein Weib zu betrügen, muß man früh aufstehen.

*

*Am angenehmsten ist eine Tür, die nicht knarrt, und eine Frau,
die schweigt.*

*

Eine Frau, die der Mann schlägt, erhält sich frisch.

*

Traue dem Pferd nicht unterwegs und der Frau nicht daheim.

*

*Die erste Frau ist eine Magd, die zweite eine Freundin, die dritte
eine Herrin.*

*

Eine schöne Frau hat nur Verrat im Sinne.

*

*Wenn die Liebe zum Fenster hineinschaut, kriecht das Elend durch
die Tür nach.*

*

*Die Liebe dringt in den Mann durch die Augen und in das Weib
durch die Ohren.*

*

*Wer alle Weiberschliche erraten hat, wird lebendig in den Himmel
kommen.*

*

*Eine Frau beim Wort und einen Aal beim Schwanz packen, läuft
auf dasselbe hinaus.*

*

*Der Landmann begehrt Felder, der Edelmann Wälder, der Kauf-
mann Geld, der Handwerker Arbeit, aber das Weib die ganze Welt.*

*

Der Gatte wendet den Spieß, und der Freund ißt den Braten.

*

Wer seiner Frau das Fell nicht gerbt, der liebt sie nicht.

*

*Wähle deine Freunde mit seidener Hand und halte sie fest mit
eiserner Hand.*

*

Leute gibt es viel, aber einen Menschen selten.

*

Wer klug geboren ist, kann auch mit einer Gans pflügen.

*

*Was der Dumme verdirbt, kann der Kluge gutmachen, aber was
der Kluge verdirbt, kann selbst der Teufel nicht flicken.*

*

*Lieber mit einem Klugen den Braten wenden, als ihn mit einem
Dummen verzehren.*

*

Der möge niemals aus der Hölle kommen, der das Geld erdacht hat.

*

Ein Mensch ohne Geld ist wie ein Leib ohne Seele.

*

*Wo viel Geld ist, dort ist der Teufel in der Nähe, aber wo keins ist,
dort hat er sein Nest.*

*

Lieber seine eigenen Läuse knicken, als fremdes Geld zählen.

*

Geld kommt langsam und geht weg wie der Blitz.

*

Dem Reichen wiegt sogar der Teufel die Kinder.

*

Lieber ein strohernes Leben als ein seidener Tod.

*

*Die Gnade großer Herren ist leichter als Moos, ihr Zorn aber
schwerer als Blei.*

*

Was der Herr verspricht, muß der Bauer halten.

*

Wenn die Herren sich streiten, bezahlen die Untertanen die Kosten.

*

Wen Edelleute lieb gewinnen, den fressen sie auf.

*

Der Pfaffe jagt einen Teufel aus und steht selber für zehn.

*

*Wenn ein König dem andern zürnt, zittert das Hemd auf dem Leib
des armen Mannes.*

*

Die Könige haben große Augen und lange Hände.

*

Auch den König fressen die Würmer.

Mitgeteilt von Fritz Bauer.

REISESAISON

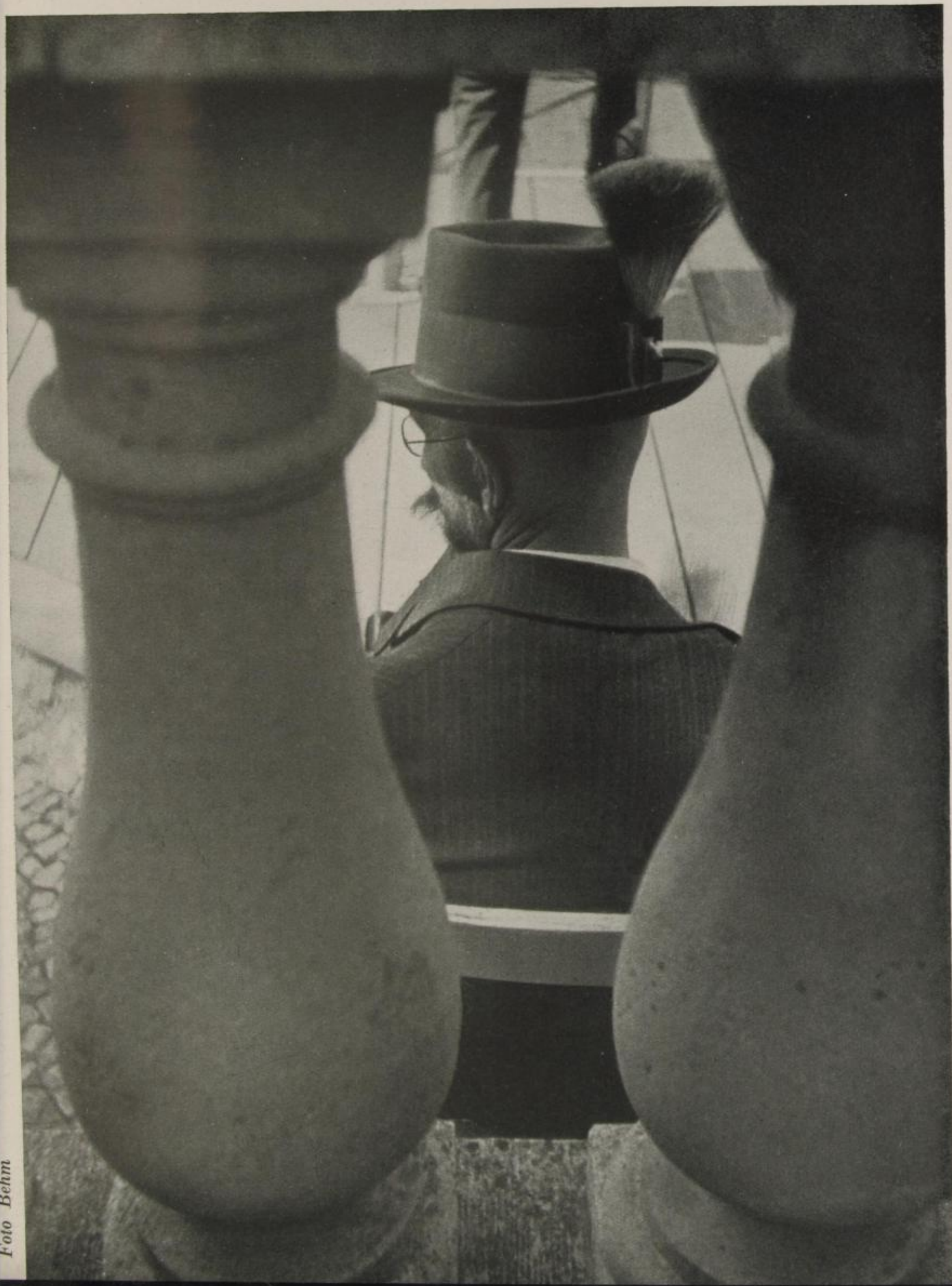


Foto Behm
Foto Behm



Foto Kind (Kessler)
Foto Kind (Kessler)



Linden-Foto, München
Ginger-Foto, München

Abreise

Foto Blagel

Foto Prager



Foto Fenners

Foto Fenners



Im Auto



Blick aufs Heidelberger Schloß

Foto Mauritius (Wolf)

Foto Mauritius (Wolf)



Foto Kreisel

Foto Kreisel

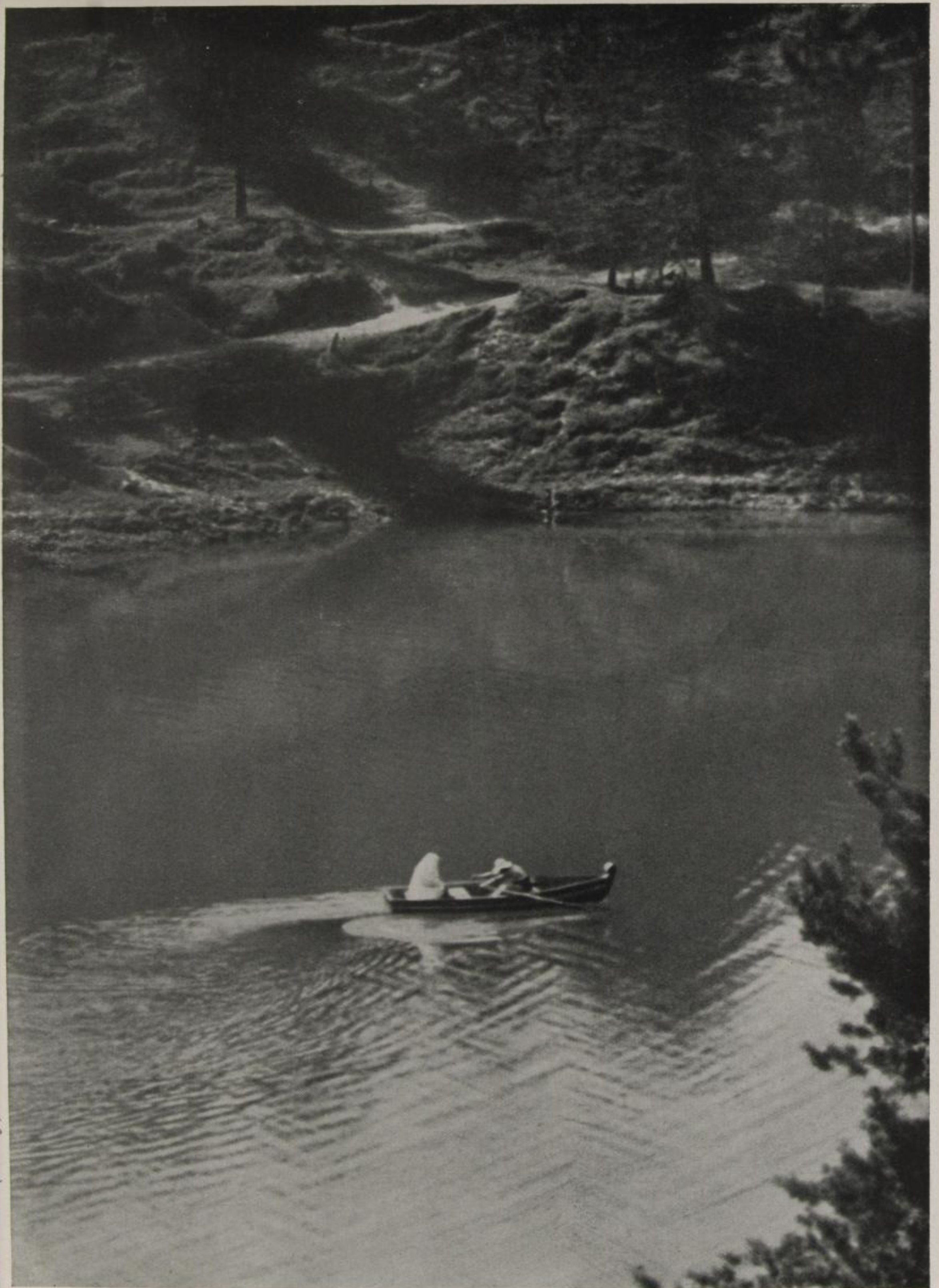
Blick vom Feldberg im Schwarzwald auf den Feldstein



Foto Kreisel

Schwarzwaldtal

Foto Kreisel



Schwarzwaldsee

Y. 010. 12. 1918. (1000000)
1-010-12-1918 (1000000)

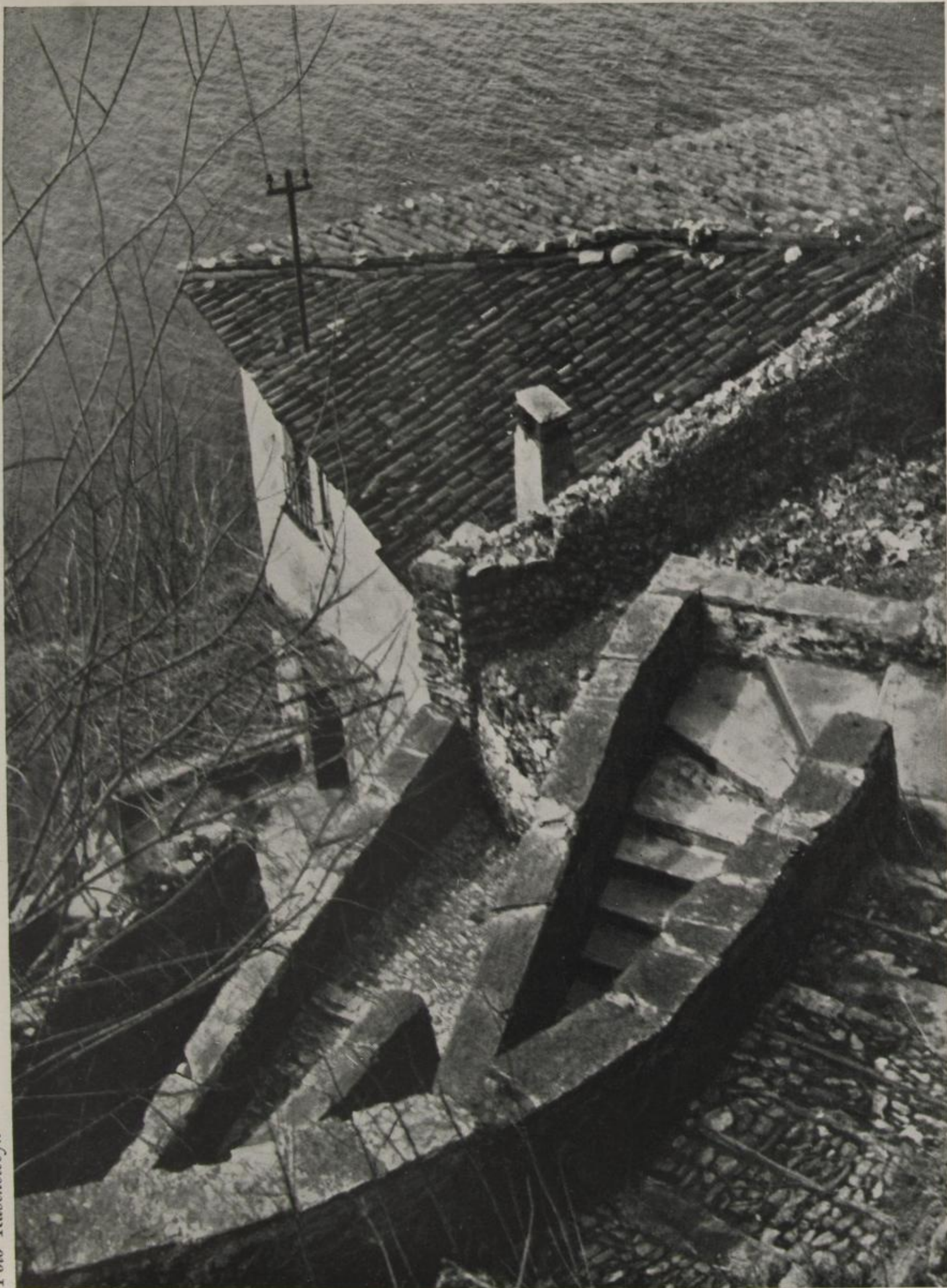


Lago Maggiore

Foto Kind (Gornx)
Foto Kind (Gornx)

Foto Ruscheveyh

Foto Ruscheveyh



St. Caterina am Lago Maggiore

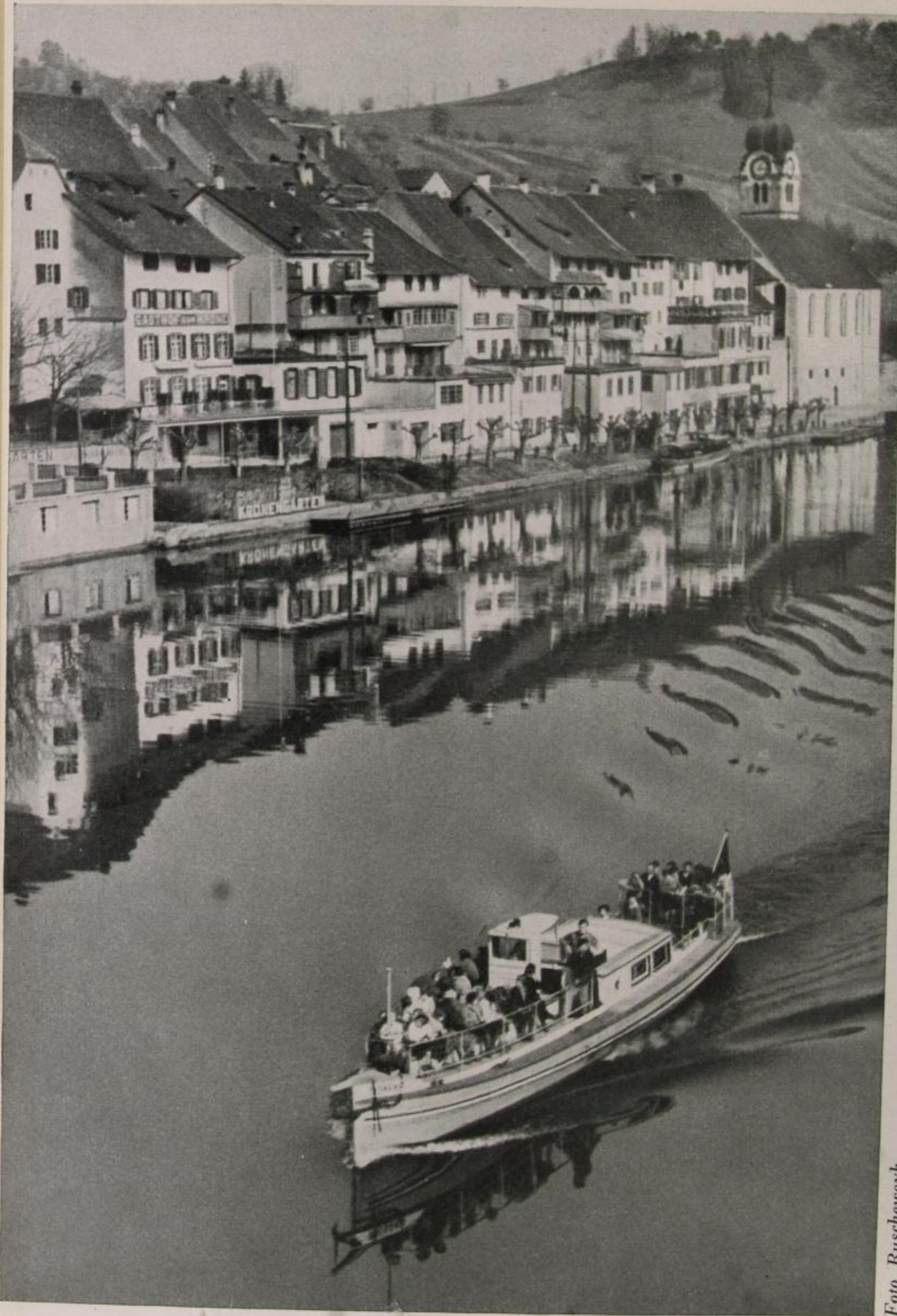


Foto Ruscheweyh

Eglisau am Rhein, Schweiz



Foto Kind
Foto Kind

Hochgebirge



Foto Fenners

Foto Fenners



Foto Fenners

Foto Fenners

Bulgarien, Holzbrücke in Stanimac — Bulgarischer Bauer

Foto King (Gorny)
Foto Kind (Gorny)



Foto Bagger
Foto Prager



Oberbayrische Alm — Römische Campagna



Foto Fenners

Foto Lemmelz



Foto Waghaller

Foto K. Stupitel

Melnik in Mazedonien — Die letzte Droschke von Rom

Foto Prager

Foto Prager



Foto Prager

Foto Prager



St. Angelo auf Ischia im Golf von Neapel



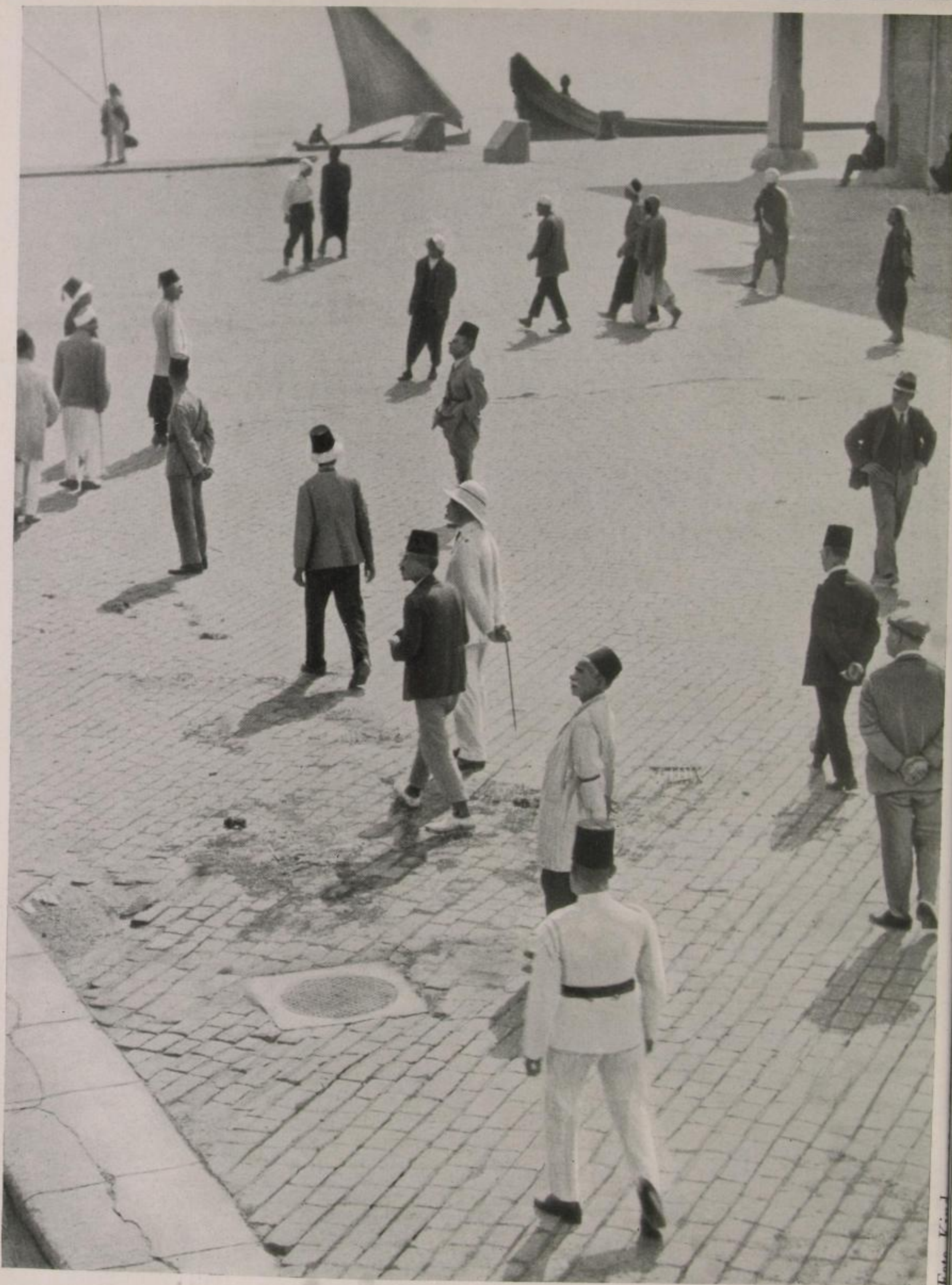
Amsterdam

Foto Waghalter

Foto Waghalter



Aus Dänemark



Hafen von Alexandria

Foto: K. K. J.

Foto Zangerl
Foto Sander



Foto Zangerl
Foto Sander



Brandung — Am Comersee



Foto Fenners

Foto Fenners



Foto Atlantic

Foto Atlantic

Hitze auf dem Balkan — Hitze in Berlin

Foto von der Harde



Foto von der Harde
Foto von der Harde



Heiß in England! — Heiß in Holland!



Foto Kind

Foto Kind



Foto Prager

Foto Prager

Erfrischung von außen und von innen

Foto Bittel



Foto Vainq (Gorny)
Foto Kind (Gorny)



Aufgebaumt

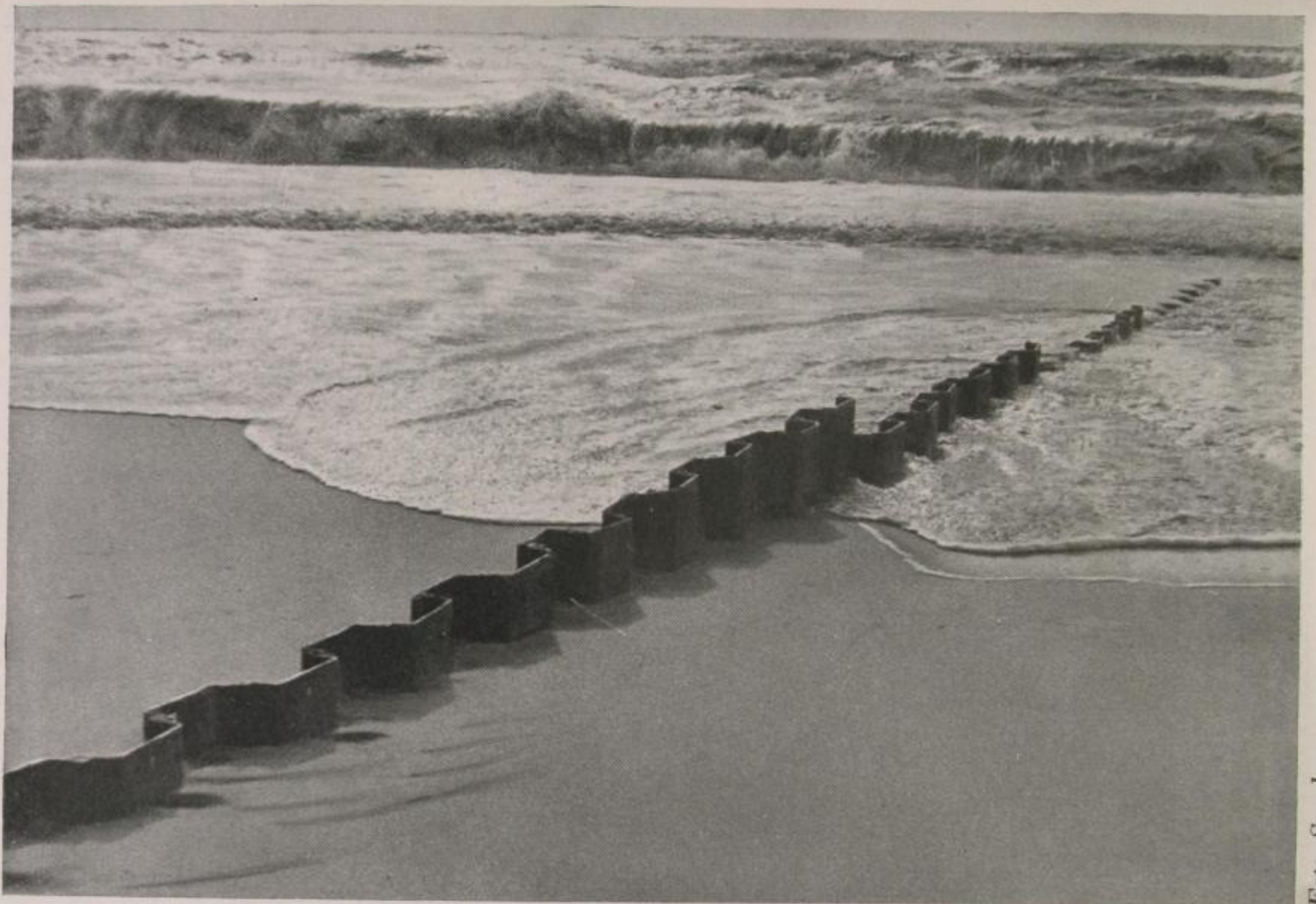


Foto Sander

Foto Zangher

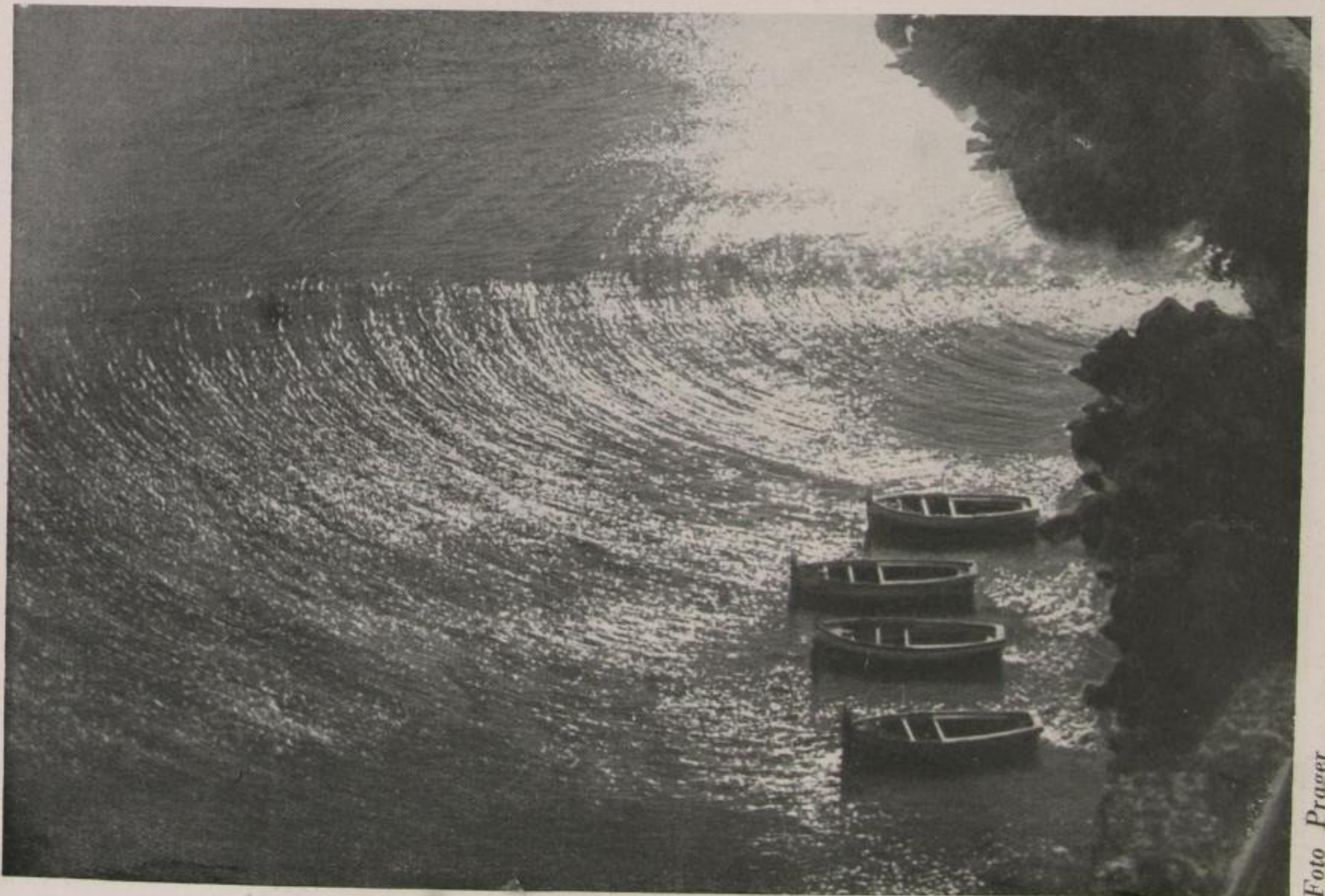


Foto Prager

Foto Blagel

Morgen und Abend

Foto King (Nurpo)

Foto Kind (Umbo)



Foto Engel

Foto Engel



Strand und Meer



Foto Hase

Foto Hase



Foto Hase

Foto Hase

Ernte — Stilles Tal

Foto Atlantic

Foto Atlantic



Foto Bauer

Foto Bauer



Heideweg — Am Altrhein



Foto Fenners

Foto Fenners



Foto Fenners

Foto Fenners

Ungarische Zigeuner

Foto Fenner's
Foto Fenner's

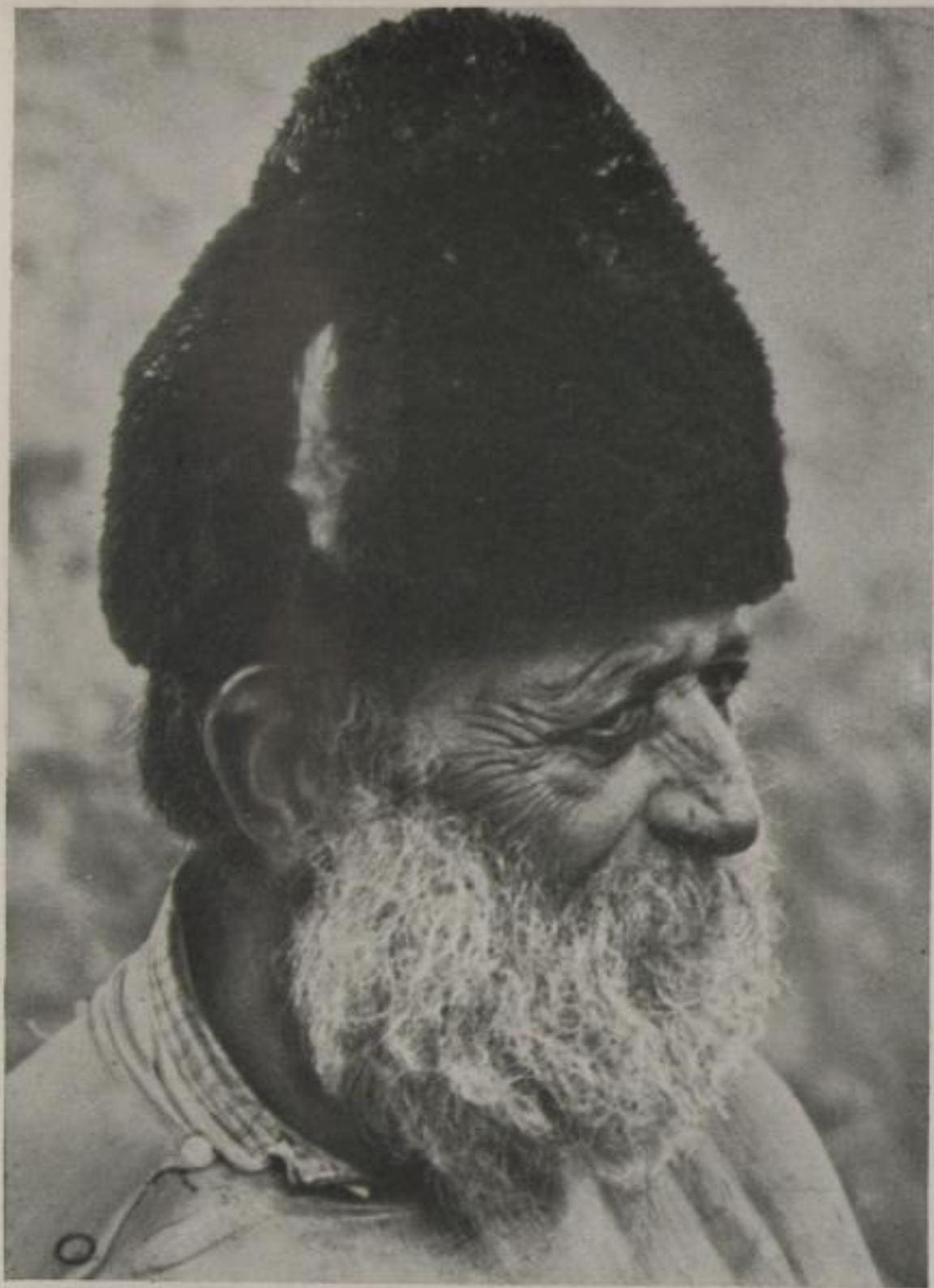


Foto Fenner's
Foto Fenner's



*Oben: Zigeuner-Woywode und Zigeunerjunge
Unten links: albanische, rechts ungarische Zigeuner*



*F. Hiddemann: Coupé I. Klasse — K. Eckwall: Zehn Minuten Aufenthalt
Aus der Makart-Zeit*



*M. Weese: Eine Überraschung — J. Leisten: Wartesaal I. und II. Klasse
Aus der Makart-Zeit*



Das war also der Sommer 1934

Foto Beckers (Linden-Verlag)

Foto Beckers (Tinggen-Verlag)



Hogarth

MARGINALIEN

Die Karriere einer Stadt

Romantik als Geschäftskapital

In Hollywood ist es jetzt ein wahres Vergnügen, romantische Filme zu drehen. Bisher war der Produktionsleiter, gebrauchte er zu einer Aufnahme etwas Wildwest, einige Ruinen oder gar ein Haus zum Niederbrennen, in arger Verlegenheit. Er mußte die nötigen Gegenstände erst aufbauen, und das kostete viel Arbeit, Zeit und besonders viel Geld.

Heute ist der Produktionsleiter dieser Sorge enthoben. Er geht ganz einfach ans Telephon, läßt sich mit dem Bürgermeister von Sonora (ein Städtchen 700 km von Hollywood entfernt) verbinden und gibt schlicht und einfach wie etwas ganz Natürliches seine Be-

stellung auf. „Herr Bürgermeister, ich benötige für den nächsten Montag 10 Kilometer Wildwest, dazu 40 Cowboys. Weiter zwei romantische Ruinen und 60 Indianer, die allerlei Kriegstänze aufführen. Ich brauche auch 5 Häuser, die in dem geeigneten Augenblick niederbrennen.“

Der Produktionsleiter legt den Hörer nieder, kümmert sich um die Angelegenheit nicht weiter, und am nächsten Montag finden Regisseur, Operateur und die Hauptdarsteller alles Notwendige in Sonora vor.

Und wenn Sie jetzt glauben sollten, daß dies alles nur ein schlechter Scherz sei, so sind Sie im Irrtum! Sonora,

das vor einigen Jahrzehnten noch eine berühmte Goldgräberstadt war, ist heute tatsächlich eine, sagen wir, Dependence von Hollywood, in welcher ein gros Romantik erzeugt wird.

Dieser Gedanke der Romantik-Produktion gleichsam am laufenden Band stammt von seinem Bürgermeister William Brown.

Vor einigen Jahrzehnten kamen nach dem Städtchen scharenweise die Goldgräber. Reges Leben und Treiben herrschte damals in Sonora. Eines Tages versiegten aber die Goldadern, die vielen tausend Abenteurer gingen anderswohin und das Städtchen wurde von Tag zu Tag ruhiger. Vor zwei Jahren hatte es nur mehr 10 000 Einwohner, und diese fristeten ein kümmerliches Dasein.

In dieser Zeit eroberte der Tonfilm im Sturmschritt die Welt. Im einzigen Kino des Städtchens wurden auch nur Tonfilme ausgeführt, und zwar lauter Wildwest- und Abenteurerfilme.

Diese viele Romantik brachte nun das Stadtoberhaupt auf einen glänzenden Gedanken. Es schlug in der Stadtverordnetenversammlung vor, Sonora auf Tonfilm umzustellen. Die Stadtväter schauten Mister Brown verständnislos an. Dieser entwickelte nun seinen grandiosen Plan. Und einige Wochen später begannen die Arbeiten.

Zuerst arbeitete der Bürgermeister seinen Plan aus. Es stellte sich heraus, daß er für dieses Programm nicht weniger als zwei Millionen Dollar benötigte.

Als dies festgestellt war, ging Mister Brown nach New York und fand dort nach langem Suchen die Finanzgruppe, die geneigt war, das Geld vorzustrecken. Nun begann in dem Städtchen die große Arbeit. Die Goldgräberromantik wurde mit künstlichen Mitteln neu aufgefrischt, ja sogar vervollständigt. Es wurden allerlei wildwest-ähnliche Gegenden aufgebaut. Man errichtete

auch einige romantische Bäche, einige steile Todesfelsen, daneben idyllische Plätze und natürlich auch eine künstliche Prarie. Ja sogar ein Urwald entstand. Und da zu einem Urwald auch wilde Tiere gehören, wurden auch diese angeschafft und ebenso wie in den großen, modernen zoologischen Gärten frei und dennoch hinter Gittern, also ganz ungefährlich im künstlichen Urwald untergebracht.

Nachdem dies geschehen war, begann der zweite Teil des Programms. Die Einwohner des Städtchens mußten sich verschiedenen „Assentierungskommissionen“ stellen. Diese hatten die Aufgabe, das für die Statisterie notwendige Menschenmaterial zusammenzusuchen und seiner Bestimmung zuzuführen. Es wurden Indianer, Banditen, Polizei, Cowboys und andere für den Tonfilm notwendige Statisten bereitgestellt. Diese von den zwei Millionen Dollar eingekleidet und — der dritte Teil des Programms begann.

Die Hollywooder Filmdirektoren und Regisseure erhielten dickleibige Bücher, Prospekte genannt, in welchen Sonoras Vorteile gepriesen wurden. Die Regisseure wurden gebeten, auf Kosten der Stadt, diese zu besuchen und sich selbst von der Güte des Gebotenen zu überzeugen.

Und die Idee schlug ein. Das Städtchen wurde plötzlich berühmt, und macht man in Hollywood einen Wildwest-Film, so wird er gewöhnlich nicht in Hollywood, sondern in Sonora gedreht. Vor zwei Jahren wurden in Sonora 12 Filme hergestellt, und im vorigen Jahr erhöhte sich diese Zahl schon auf 14.

Natürlich geht die Statisterie für gewöhnlich ihren bürgerlichen Berufen nach. Und so kann es leicht geschehen, daß man von Banditen die Schuhe gepußt bekommt und von Polizisten im Restaurant bedient wird. Aber dies erhöht nur den Reiz von Sonora.

E. Leuchter.

Der Verleger Max Rascher und Herr Martin Bodmer aus Zürich wurden von S. E. Benito Mussolini in einer längeren Audienz empfangen. Sie überreichten ihm Band 7 der deutschen Gesamtausgabe seiner Werke, die soeben im Verlag Rascher & Cie. A.-G. in Zürich und Leipzig zu erscheinen beginnen.

Ein Reporter bereist den Balkan

Der Beruf eines Reisejournalisten entbehrte früher nicht einer gewissen Romantik. Denn damals, ich denke vor fünfzig Jahren etwa, gab es noch mancherlei zu erleben. Nicht wenige kehrten nach einer Fülle fesselnder Abenteuer stoffbeladen in ihre Redaktionsstuben heim. Ich denke dabei an Männer wie Erwin Rosen, der dann den „Lausub in Amerika“ schrieb.

Heute, na ja!

Heute reist der kühne Reporter sagen wir: nach Albanien. Orient, Blutrache, Stammesfehden! denkt er, ein fulminanter Stoff! Er verläßt in Durazzo den kochkomfortablen Dampfer, auf dem er Preisermäßigung genießt, als Journalist fährt er Erster zum Preis dritter Klasse. Die Dampfergesellschaften haben ja längst begriffen, daß die Schilderung einer Adriafahrt in der Luxusklasse wirksamere Propaganda darstellt als ein Wirklichkeitsbericht aus dem Zwischendeck.

In Durazzo, da muß sich selbst der bedeutendste Journalist gestehn, daß nicht viel zu beschreiben ist. Das ist eine Stadt wie Swinemünde ist schon übertrieben! Eisenbahn gibt es nicht, der Journalist muß ein Taxi nehmen, das ihn für vier bis fünf Mark in die albanische Hauptstadt bringt.

Tirana! Achmed Zogu! sagt sich der Journalist. Er erschrickt, wenn er sieht, wie modern Albanien ist. Da stehn ja Schutzleute auf der Straße, unformiert wie die englischen Bobbies! Auf dem asphaltierten Boulevard brennt elektrisches Licht. Es gibt den Kurssaal mit Jazzkapelle und Lebedamen, da stehn sechs, sieben, acht Etagenhäuser: die Ministerien.

Da ist man denn froh, daß es ein Informationsbüro für die Presse gibt, drüben im Außenministerium, erster Stock. Der Leiter, ein Russe, Dr. Michael Sherko, empfängt einen liebenswürdig. Oh, er versteht, wo den kühnen Reporter der Schuh drückt. „Da habe ich zufällig,“ sagt er, „aus bester Quelle ein wenig Material.“ Er hilft dem Reporter mit Photographien aus, er übergibt ihm Beschreibungen, Zahlen, interessante Einzelheiten über Albanien in jeder ge-

wünschten Sprache. Der Lebenslauf Achmed Zogus, des Königs, das wirtschaftliche Aufblühn des Einmillionenstaats, die Annehmlichkeiten und Sehenswürdigkeiten Albaniens findet der Reporter geschickt zusammengestellt.

„Auf Wiedersehen,“ verabschiedet sich der Pressechef, „ich hoffe, es hat Ihnen in Albanien gut gefallen.“

Der kühne Reporter kann auch nach Serbien gehn. (Komitadschis! Kroatische Freiheitskämpfer! Mazedonische Frage!) Das ist nun ein Land, wo die Eisenbahn fährt. Das Preßbüro im Ministerpräsidium Belgrad gewährt ihm bereitwillig freie Fahrt erster Klasse. Versteht sich, in jedem Land, das Fremdenverkehr nötig hat, in Bulgarien, Griechenland usw. kommt man den Journalisten derart entgegen.

Im Preßbüro lernt der Reporter lauter reizende und gebildete Herren kennen. Man überreicht ihm wertvolle Werke über Südslawien, eine Aufmerksamkeit! Im Bilderarchiv kann er sich eine ganze Kollektion schöner Aufnahmen wählen, alle auf Hochglanz, Format 13×18. Er hat das Recht zur beliebigen Reproduktion. Wünscht er den Text, braucht Material über eine beliebige Frage — es wird ihm in jeder Sprache zusammengestellt. Er kann sogar seine Artikel im Preßbüro tippen lassen.

„Wenn Sie Ihre Artikel veröffentlicht haben,“ läßt ein Herr den Reporter vertraulich wissen, „so könnten wir sie durch unsere Korrespondenz auch in anderen Ländern verbreiten. Das Honorar ist nicht schlecht.“

Einen Augenblick bleibt dem Reporter die Sprache weg. Dann merkt er, hier winkt ein Nebenverdienst. Es wird natürlich drauf ankommen, wie er schreibt. Einen so präparierten Reporter kann man getrost nach Mazedonien fahren lassen.

Erstens versteht er die Sprache dort meistens nicht. Zweitens wird er von unsichtbaren Händen geleitet. Auf der Pressesfreikarte ist der Reiseweg vorgesehen. Wenn er irgendwo aussteigt, wird er am Bahnhof bereits registriert. Er muß im Zug zu diesem Zweck schon den Paß abgeben. Wenn er die Hauptstadt

von Mazedonien, Skoplje, das alte Uesküb, betritt, so wird er sogleich dem Agenten des Preßbüros angekündigt.

Der Hotelportier teilt dem Ankömmling mit, ein Herr Jovanowitsch habe feinetwegen schon telephoniert und stehe ihm gern zur Verfügung. Der reizende Herr besorgt auf der Polizei die Formalitäten, er läßt den Fremden ein, mit ihm Mittag zu essen, macht ihn mit seinen Freunden bekannt. Abends besucht man das Theater zusammen. Ja, da gibt es ein großes Theater!

Mazedonische Frage? Nie gehört! Was soll denn das sein? Haben Sie keine Lust, ein altserbisches Kloster zu sehen? Fabelhaft interessant!

Im ganzen Land ist der Reporter ein willkommener Gast. Er besichtigt die Denkmäler und Sehenswürdigkeiten, der Vertreter des Preßbüros in Sarajewo, Ragusa, Agram besorgt ihm Theaterkarten, macht ihn mit Leuten bekannt. Entzückt kehrt der kühne Reporter nach Belgrad zurück.

„Es war einfach wunderbar, wirklich, aber mir fehlt noch etwas für meine Zeitung, Sie wissen, der Leser will nicht immer bloß Land und Leute. Ich brauch etwas Sensationelles, Komitadschi und so!“

Das Preßbüro ist auf der Höhe. Es besitzt die Geheimcodes der meisten Gesandtschaften, es überwacht die gesamte Berichterstattung der in- und ausländischen Journalisten im Lande, der südslawische Nachrichtendienst, die Auala, ist eine Filiale des Preßbüros. Natürlich

lich kann man dort mit Leichtigkeit die schönsten Komitadschistoffe erhalten.

So stellte z. B. der kühne Reporter Albert Londres mit Hilfe des Aualadirektors Casteran sein Material in Belgrad zusammen, das dann so fabelhafte Reportagen über die mazedonische Frage ergab. Seine Artikel wurden, nachdem sie im „Petit Parisien“ erschienen, in einem Buch „Terror auf dem Balkan“ zusammengefaßt und in viele Sprachen, auch ins Serbische, übersetzt. Es war eine Schrift, die schwere Anklagen gegen die Bulgaren enthielt.

Ja, wenn man das Preßbüro in Sofia mit dem in Belgrad vergleicht, so wird der Grund einem klar. Im bulgarischen Außenministerium sitzt als Pressechef Dr. Christoff, ein gebildeter, lebenswürdiger Mann. Er kann nicht mehr tun, als einem vielleicht einen Reiseführer schenken, Druckschriften über die Gewinnung von Rosenöl in Bulgarien oder über die Arbeitsdienstpflicht. Bulgarien ist sehr arm. Als Albert Londres nach Sofia kam, saß er tagelang in den bulgarischen Kaffeehäusern herum und versuchte mit mazedonischen Komitadschis in Verbindung zu kommen. Er brauchte für sein Buch nämlich noch ein persönliches Interview mit Ivan Mihailov, dem geheimnisvollen Führer der Inneren Mazedonischen Revolutionären Organisation (IMRO). Es kam nicht dazu. Ganz Sofia hat über den naiven Reporter gelacht, der etwas persönlich erleben wollte, um dann Berichte daraus zu machen. Wenn jemand das nämlich will, so darf er eben kein — Reporter sein.

SOEBEN ERSCHIEN: **K R I M I N A L F Ä L L E**

E. Liebermann v. Sonnenberg, Regierungsrat und ständiger Vertreter des Chefs der Berliner Kriminalpolizei und **O. Trettin**, Kriminaldirektor am Polizeipräsidium Berlin

Mit einem Geleitwort von Polizeipräsident v. Levetzow / 300 Seiten, 12 Bilder. — Pappband RM. 4,—, Leinen RM. 4,80

Dieses Buch ist ein äußerst fesselndes und wahres Dokument des Kampfes zwischen Verbrecher und Polizei und, wie der Berliner Polizeipräsident v. Levetzow in seinem Geleitwort sagt, geeignet, „zur Verhütung von Verbrechen beizutragen und die Aufklärung begangener zu erleichtern“.

VERLAG UNIVERSITAS • BERLIN

Reisebüro vor 150 Jahren.

Aus dem Reisehandbuch der Weggandschen Buchhandlung in Leipzig vom Jahre 1784 ersehen wir, daß im Juli desselben Jahres, also vor genau 150 Jahren, das erste europäische Reisebüro in Paris gegründet worden ist. Es hieß „Rendezvous-Klub von Europa“ oder „Klub für Reisende“, und unsere heutigen Institute brauchen sich ihres Vorläufers keineswegs zu schämen.

Im Rendezvous von Europa — so etwa lesen wir — findet ein Reisender andere Reisende aus allen Ständen und Ländern, mit denen er zu seinen Reisen in Gesellschaft treten und Abreden treffen kann. Er findet dort auch eine Sammlung der besten Land- und Reisekarten sowie eine Bibliothek von ausgesuchten Büchern und Schriften aus der Völker- und Länderkunde, über die Denkmäler und Merkwürdigkeiten der verschiedenen Reiche und über andere Gegenstände, welche die Wißbegier eines Mannes in der Fremde reizen können. Ferner ein umständliches Verzeichnis aller Postwagen, Diligencen und Landkutschen des Königreichs (Wir nennen das „umständliche Verzeichnis“ heute: Reichskursbuch! D. Verf.), da-

mit er nach ihrem Abgang und ihrer Ankunft den Plan seiner Reise einrichten kann. Der Vorsteher führt einen genauen Briefwechsel mit sicheren Personen in der Fremde, um imstande zu sein, auch den Wünschen solcher Reisenden Genüge zu leisten, die z. B. von London aus eine Reise nach Italien tun wollen. Eben dieses gilt auch von Seereisen.

Außerdem hat das Rendezvous-Büro seine Kunden mit Dolmetschern und Fremdenführern, mit billigen Lieferanten und guten Wirtshausquartieren versorgt. Es gab ihnen die Audienzstunden der Minister, die Adressen von Künstlern, Bibliotheken und Geschäften stets genau und zuverlässig an, es entwarf sogar schon ganze Rundreisen und ermittelte die Kosten im voraus. Schließlich verfügte das Büro über Gesellschaftsräume, eine große Bücherei, eine Sammlung physikalischer Instrumente (?) und eine ständige Kunstausstellung.

Der Rendezvous-Klub hatte seinen Sitz im Pariser Palais Royal. Das Klubabonnement kostete 60 Livres, das des „Bureau des arrivés“ 100 Livres pro Jahr. L.

Alte Anekdote.

Der Autor eines neuen Reisebuches brachte, indem er von seinem Schicksal bei einem Schiffbruch berichtete, folgende höchst packende Schilderung zu Papier:

Nachdem wir elf Stunden gegangen waren, ohne auch nur die Spur eines

Sterblichen gefunden zu haben, erblickte ich endlich einen Menschen, der an einem Galgen hing. Meine Freude war riesengroß und die Hoffnung beschleunigte meinen Puls. „Dem Himmel sei Dank!“ rief ich aus. „Wir sind in einem zivilisierten Land!“ H. L.

Die Literaturwissenschaft auf neuen Wegen

durch die Literatur aller Zeiten und Völker: Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, unentbehrlich für Lehrende und Lernende ist das „Handbuch der Literaturwissenschaft“, herausgegeben von namhaften Universitäts-Professoren und Fachgelehrten. Mit etwa

3000 Bildern

in Doppeltondruck und vielen Tafeln zum Teil in Vierfarbendruck. Gegen monatliche Zahlung von nur RM.

5.—

Man verlange ausführliches Angebot und Ansichtssendung 27a
ARTIBUS ET LITERIS GESELLSCHAFT FÜR GEISTES- UND NATURWISSENSCHAFTEN M. B. H., BERLIN-NOWAWES

Ist Reisen unfittlich?

Frage: „Ob man ein gereiftes Frauen-Zimmer mit Recht ihrer Keuschheit wegen könne in Verdacht haben?“

Antwort: „Heut zu Tage pflegt man gemeiniglich von einem gereiften Frauen-Zimmer nicht gar zu favorable, was ihre Ehre anlangt, zu urtheilen, sondern man hält mehrentheils dafür, daß es hierinnen eben nicht gar zu ehrenveste seyn müsse. Doch damit der Unschuldige mit dem Schuldigen nicht in gleiche Verdammniß komme, ist nöthig, daß wir einen Unterscheid machen, zwischen demjenigen Frauen-Zimmer, welches nothwendiger weise eine Reise anstellen muß, und zwischen demjenigen, welches nur pour plaisir verreiseth. Denn was das erste anlangt, haben wir nicht Ursache mal honett von ihrer Reise zu urtheilen. Bey dem anderen aber dürfften wir eben keine große Difficultäten machen zu denken was wir wollten . . . Und wenn man auch bedenkt, wie vielen Gefährlichkeiten auf Reisen ein Frauen-Zimmer unterworffen, wie leichtlich es könne verführet werden, weil ihnen alsdenn

auch meisten nach ihrer Ehre gestrebet wird! Man erwege nur das Exempel der Dinä; wäre sie nicht allzu curieuz gewesen, und hätte die Töchter des Landes befehen wollen, sie würde ihre Ehre nicht so liederlich verlohren haben, Gen. 34. Ja wie gieng es nicht dem frommen Abraham mit seiner schönen Sara, als er mit ihr nach Gerar reisete, würde er wohl dieselbe von Abimelech so haben wieder bekommen, wie er sie ihm überlieferte, wenn Gott nicht ein sonderbarer Beschützer ihrer Keuschheit gewesen wäre? Gen. 20. In Betrachtung dessen hat Ulpianus nicht unrecht geurtheilt, wenn er dafür gehalten, daß es besser sey ein Freyer verreise ohne sein Weib, als daß er selbiges mit Gefahr ihrer Ehren bey sich auf der Reise habe. vid. L. 4 ff. de offic. procer. . . .“

(Aus: „Sechs und siebenzig curieuse und auserlesene Fragen von Jungfern . . .“ Von einem Patron des Löblichen Frauen-Zimmers. Franckfurt und Leipzig 1732.)

Ein deutscher Bierabend in Neapel

Ein richtiger „Bruder Preuß“ führte an meinem Nachbartisch das Hauptwort; er war heute auf dem Besue gewesen und ärgerte sich nur, daß der „Junge“ nicht gehörig gedonnert und etwas Lava ausgespien habe. Wahrscheinlich hätte der Mann dabei gern seinen Mut gezeigt, daß er auch einer Eruption des Besue gewachsen wäre. So lange, dachte ich, es in der Welt nicht soweit kömmt, daß der Besue auf Wunsch und Befehl so ein bißchen zum Privatvergnügen reisender Preußen Feuer speit, so lange wird der „Junge“ keine volle Gnade finden.

Neben ihm saß ein „Sächser“ . . . so etwa ein Leipziger Lederhändler en gros, behäbig und gemüthlich. Er war in Capri gewesen und an der Blauen Grotte, zog bei seinem Schilderungen wo möglich immer Vergleiche mit Sachsen, so daß ich unwillkürlich an die Worte in „Miezes Wanderun-

gen“, dem bekannten Lustspiel, erinnert wurde:

Ja, es ist schöne,
Aber so schöne wie in Sachsen
is es nich!

Am meisten gaudierte mich ein rhein-bayerischer „Pfälzer“, wohl ein Bierbrauer oder Malzfabrikant, der den Tag in Pompejis Ruinen zugebracht hatte, aber jedenfalls ohne Führer und Vorstudien . . . Er meinte, die Zerstörung Pompejis müsse schon sehr früh passiert sein, so etwa „um Christi herum“, denn man sehe gar keine „Kerche“, wie bei uns, in den Trümmern . . .

Das war ein deutscher Bierabend in Neapel.

(Aus: Pfarrer Dr. Heinr. Hansjakob: „In Italien.“ Verlag Franz Kirchheim, Mainz, 1877.)

L.



Latsch Latsch . . . die Heide blüht

Mammen

Ein Italiener lobt den Rhein

Zu beiden Seiten des Rheins liegen hohe, rebenbedeckte Felsen, deren Wein in einem großen Teil von Deutschland getrunken wird. Auf den Felsen erheben sich so viele Bauten und Burgen, daß sie wie vom Himmel gefallener Schnee die Hügel und Bergjoche bedecken. So prachtvoll sind diese ländlichen Paläste geschmückt, daß sie ansehnlicher sind als anderswo die städtischen und ausschließlicher als jene für Ergözung und Genuß bestimmt erscheinen. Auf der Höhe liegt eine ziemlich ausgedehnte Ebene mit blumigen

Wiesen, klaren Quellen und laubreichen Hainen. Und was mehr sagen will als alles andere: Die Natur dieser Gegenden ist wie zum Fröhlichsein geschaffen. Es ist, als ob die Hügel selbst lachten und Heiterkeit von ihnen ausströme, die anzuschauen man nie müde wird, so daß man diese ganze Gegend mit Recht ein Paradies nennen kann. Denn nichts auf der Erde kommt ihr an Heiterkeit und Schönheit gleich.

Enea Silvio Piccolomini,
späterer Papst Pius II. (um 1450).

Phrophezeiungen.

Die Zeit wird einmal kommen, wo man von einer Stadt zur anderen in Wagen reisen wird, die von Dampfmaschinen bewegt werden. Der Passagier, der morgens Washington verläßt, wird in Baltimore frühstücken, in Philadelphia zu Mittag essen und am selben Abend in New York speisen.
Zeitschrift „Evans“, 1800.

Ich glaube, ihr erlebt den Tag, wo Eisenbahnen alle anderen Beförderungsarten im Lande ersetzen werden, wo die Postkutschen auf Schienen gehen und die Eisenbahn die Hauptstraße für König und Untertan sein wird. Die Zeit wird kommen, wo man billiger mit dem Dampfwagen als zu Fuß reisen kann. George Stephenson, um 1825.

Warnung vor luftförmigen Bädern

Weil der Mensch, wenigstens der gebildete männlichen Geschlechts, in Europa stets bekleidet geht (die Frauen gehen bekanntlich nur halb bekleidet in Gesellschaft), so ist es manchen Sonderlingen eingefallen, alle Tage eine halbe oder ganze Stunde sich ganz nackt auszuziehen und die ganze Haut der Atmosphäre unbedeckt auszusetzen. Dieß

haben sie dann Luftbad genannt. — Setzt der Mensch seine Haut der Luft ohne Bedeckung aus, so dauert ihre Schönheit und Gesundheit nicht lange: vielmehr wird sie bald rauh, spröde, trocken, und die zarte Weichheit . . . geht verloren . . .

„Die wichtigsten Bäder Europas“,
Berlin 1820.

★

„Die Wege waren so schlecht, daß ich, aller meiner Eile ungeachtet, nur bis Hof kommen konnte, und das erst abends um 11 Uhr, da es doch nur sechs Meilen von Bayreuth entfernt ist. Mein Gepäck war zurückgeblieben, und ich mußte mich ganz angekleidet auf ein schlechtes Bett legen, auf dem ich wenig schlief . . . Die zweite Tagereise war sehr lang. Ich reiste um 3 Uhr (morgens!) ab und war mitags in Schleiz,

das nur 4 Meilen von Hof entfernt ist. Ohne aus dem Wagen zu steigen, nahm ich etwas Fleischbrühe, um recht früh in Gera, zwei Stationen weiter, einzutreffen. Die erste legte ich in vier Stunden zurück, auf der zweiten fand ich keine Pferde, obschon sie zwei Tage vorher bestellt waren.“

Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth
an Friedrich den Großen.



Heinrich Zille

Anekdote.

Ein Reisender besuchte Voltaires Schloß zu Ferney. Es gefiel ihm dort sehr gut, und er eröffnete dem Hausherrn nach ein paar Tagen: „Ich möchte gern fünf oder sechs Wochen lang Ihr Gast sein!“ Voltaire sagte lebenswürdig: „Ausgezeichnet, lieber Freund! Sie wollen es nicht wie Don Quichotte machen; der hielt nämlich die Wirtschaften immer für Schlösser . . .“

Der aufdringliche Gast soll Ferney am nächsten Morgen sang- und klanglos verlassen haben. L.

**DER NÄCHSTE
QUERSCHNITT
ERSCHEINT
ENDE AUGUST**

Auktion in Frankfurt am Main
3., 4. und 5. Juli
Frankfurter Privatbesitz: Ostasiatische Kunst
Standesherrlicher Besitz: Mittelalterliche Kunst
Reich illustrierter Katalog
HUGO HELBING, Frankfurt a. Main Bockenheimer Landstraße 8

REGENMÄNTEL

Ansichtssendung 5 Tage
RM. 5,10 Nachnahme, gar. Geld z.

C. WILLEKE
SIEGBURG 17

BÜCHER-QUERSCHNITT

Geschichten aus der Geschichte. Einer alten Geschlechtshistorie nacherzählt von Börries Freiherr von Münchhausen — Philipp Reclam jun. Verlag, Leipzig

Dieses entzückend ausgestattete Buch aus der Feder des bekannten Balladendichters ist ein willkommener Beitrag zur Stammesgeschichte alter deutscher Familien. Heute, da Stammbaum und Ahnentafel wieder zu ihrem Recht verholfen wird und das Interesse an den Vorfahren lebendiger geworden ist, wird ein Buch wie das vorliegende jeden Leser doppelt erfreuen. Kommt noch hinzu, daß einer der Ahnen unseres Balladendichters der von alt und jung geliebte Lügenbaron ist, Herr auf Bodenwerder, Kais. Russ. Rittmeister im Kürassier-Reg. S. Kais. Hoheit des Großfürsten in Riga. 1720—1797.

Spielraum für Monika. Roman von Arnold Krieger — Ernst Rowohlt Verlag, Berlin

Eine Frau hält es bei ihrem Mann nicht mehr aus, glaubt sich unverstanden und versucht — mit Einwilligung des Gatten — ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Auf diese Weise wird sie Billettverkäuferin für Blindenkonzerte, ohne gleich zu ahnen, daß ein Parasitenehepaar von der vorgeblichen Philantropie auf breiter Basis lebt. Selbstverständlich kommt Monika gegen Ende des Romans auch einmal zu Fall, wird dafür ebenso selbstverständlich von dem Gatten verstoßen und zum ersten, zweiten und dritten selbstverständlich wieder zum happy end zugelassen . . . Um so mehr, da ein Kind, nein, des Gatten Kind, da ist! — Da es diesen Roman schon hundertmal gibt, wäre diese hundertundeinste Fassung nur dann begrüßenswert, wenn sie dies abgeklapperte Thema künstle-

Q U E R S C H N I T T

HEFT 1

AUS DEM JANUAR-HEFT

- H. Pörzgen:** Northcliffes Propagandaschlacht
René Clair: Kino heute
E. T. Marinetti: Futuristisches Radio-Manifest
P. Wiegler: Leben Bizets
Beverley Nichols: Gericht über die heutige Frauenmode
Bircher-Brenner: Gegen Fleisch und Zucker
R. Goering: Erlöserprobe auf Herrchenberg
Häusliches von Wallenstein
M. Bontempelli: Man will mir den Tanz verleiden
Lichtenberg: Pressestimmen
Anette Kolb: Der Futurist

HEFT 2

AUS DEM FEBRUAR-HEFT

- Herbert Eulenberg:** Der Spießer
Jules Renard: Der Bürger
Karl C. v. Loesch: Der getarnte Spießer
August Strindberg: Aus dem Blaubuch
O. Starke: Vom Splitter und vom Balken
Gustav Bense: Sonntagsmaler
Blaustrumpf — Monographien
Werner Finck: Das spaßige Publikum
Film vor fünfundzwanzig Jahren
Spießer-Redensarten

HEFT 3

AUS DEM MÄRZ-HEFT

- Friedrich Schnack:** Pflanzen. Blumen. Schmetterlinge
Friedrich Schnack: Der Knabe im Weizenacker
O. Starke: Ein Kind zeichnet
Walter Vollmer: Kleine Frühlingsmelodie
Wolfgang Weyhrauch: Main-Tagebuch
Ina von Kardorff: Mops im Mai
H. Poerzgen: Bericht über den Frühling
Spießer-Redensarten, Fortsetzung
Kyselak

Q U E R S C H N I T T

AUS DEM APRIL-HEFT

HEFT 4

Karl C. von Loesch: Berlin, Großstadt
Georg Schwarz: Profil Sahms
Ofelia Mazzoni: In memoriam Eleonora Duse
R. Großmann: Fahrten mit Zille
Berliner Deutsch
O. Starke: Es alteriert sich einer!
H. Günther: Berliner Kuriositäten
Alt-Berliner Couplets
Hartmann: Geistiges Leben in Berliner Großbetrieben

AUS DEM MAI-HEFT

HEFT 5

Shaw: Verbrechen und Strafe
Georg Schwarz: Fall Stavisky — Insull
Christian Rath: Die Brüder Saß in Kopenhagen
Heinz Geck: Das Ende der Mafia
Artur A. Fenners: Mord in Sofia
Dr. L. Thoma: Mädchenhandel
Verbrechen und Aberglaube
Rotwelsch
Verbrecher philosophieren

VORLIEGENDES HEFT

HEFT 6/7

IST DAS

JUNI|JULI-DOPPELHEFT

DAS NÄCHSTE HEFT

ERSCHEINT IM AUGUST

risch zu gestalten wüßte. Das ist nicht der Fall! Es bleibt ein Duzendbuch für jenes Fach des Bücherschranks, das man für lesewütige Bekannte unvergeschlossen läßt.

Gedichte, Gedichte — von Einstmals und Heute von Joachim Ringelnatz — Rowohlt Verlag, Berlin

Diese preiswerte, hübsche Auswahl von Gedichten Joachim Ringelnatz' wird sicherlich viele Liebhaber finden, um so mehr als die Kuttel Daddeldu und Turngedichte in diesem Band vereinigt sind.

Wie sieht der Krieg von morgen aus? Von Rocco Moretta — Rowohlt Verlag, Berlin

Dasjenige, was nach Lektüre dieses Buches den Laien am meisten erschüttern dürfte, ist sicherlich die von allen Theoretikern immer wieder ausgesprochene Ansicht, daß keine Kriegserklärung den Krieg der Zukunft, den von morgen, einleitet, sondern daß ein unangesagter Monsterangriff ins Nervenzentrum des Gegners diesen mit einem Schlage zerschmettern soll. Trotz des ungemein interessierenden Für und Wider der Auffassungen, trotz der Erörterungen über Luft-, Gas-, motorischen oder Stellungskrieg wird der Nichtfachmann verblüfft sein von der Tatsache, daß Verlust von Menschenleben genau so zahlenmäßig im Kalkül steht, wie Verlust an Material. Es gibt keine andere Moral als die, stark, schlagkräftig, widerstandsfähig, diszipliniert zu sein; oder, wie der Philosoph sagt: „Eine Hand voll Macht ist mehr als ein Sack voll Recht.“

Dies Buch muß von jedem gelesen werden, e h e er am Bierisch seine Weisheiten zum besten gibt.

Das kleine Schmetterlingsbuch, in vielen Farben. Kolorierte Stiche von Jakob Hübner. Geleitwort von Friedrich Schnack — Im Insel-Verlag zu Leipzig erschienen

Dieses reizende Falterbuch, das mit entzückenden kolorierten Stichen Jakob Hübners geschmückt ist, ist wiederum eine Glanzleistung des Inselverlages und besonders der illustrierten Bände der Inselbücherei. (Jeder Band gebunden 80 Pf.) An dieser Stelle sei besonders auf die übrigen farbigen Bändchen hingewiesen: Den Urstrumwelpeter, das kleine Blumenbuch, das kleine Vogelbuch, den Sachsenpiegel mit Bildern aus der Heidelberger Handschrift und die Minnesänger mit Bildern aus der Manessischen Handschrift.

Benito Mussolini. Schriften und Reden. Autorisierte Gesamtausgabe. Band VII. Schriften und Reden 1929—1931 — Rascher & Cie. A. G. Verlag, Zürich

Der Verlag Rascher & Cie. hat sich die dankenswerte Aufgabe gestellt, Mussolinis Reden und Schriften kommentarlos in der Originalfassung herauszugeben. Als erster dieser vorläufig auf acht Bände berechneten Ausgabe liegt Band VII vor. Dieser Band enthält unter anderem auch den Kammerbericht und die Senatsrede über die Lateranverträge aus dem Jahre 1929.

Es kann keine bessere Einführung in das Wesen des Faschismus, keinen gründlicheren Einblick in den Geist der Bewegung geben als die Lektüre dieser Reden, die selbst in der gedruckten Form ihre unmittelbare und zündende Wirkung behalten. Man sieht, wie sehr alle Inspiration von dem Duce ausgeht, wie sein Geist alle Ideen zu Entschlüssen und alle Entschlüsse zu Taten treibt und wie dieser Geist fruchtbar ist aus großer, alles umfassender Vaterlandsliebe.

Es gibt in der Geschichte keine Wiederholungen, das erweist schon jeder primitivste Versuch, Geschichtsschreibung als Tatsachenbestandsaufnahme zu treiben. Wer aber begriffen hat, daß nicht die Tatsachenbestandsaufnahme, sondern einzig die Philosophie der Geschichte Aufschlüsse vermitteln kann, Zusammenhänge aufzudecken vermag, Geschehnisse zu erklären weiß, der weiß auch, daß Geschichte von Menschen gemacht wird, die verantwortlich gemacht werden können.

Die Reden und Schriften Mussolinis stellen ein Weißbuch untadeligster Gesinnung dar. Wir dürfen keinen Augenblick vergessen, daß dieser mit eiserner Energie begabte, mit ungewöhnlicher Klugheit ausgestattete Mensch ein Italiener ist und daß sein glühend geliebtes Vaterland Italien heißt. Und dann werden wir den Italiener Mussolini bewundern lernen. Wir dürfen es um so herzlicher, als wir neidlos sein können.

Ausstattung und Druck der Mussolini-Ausgabe sind vorzüglich.

Albrecht Schaeffer. Der General — Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Diese kleine Novelle ist schönste, reifste, edelste Dichtung, meisterhaft in der formalen Beherrschung der Sprache, reinlich komponiert. Bester deutscher Geist ist hier lebendig am Werk, ein Dichter spricht zu uns.

Aufmachung und Typographie machen dem Verlag alle Ehre. Wir möchten dem wertvollen Büchlein wünschen, daß viele es lesen. Ost.



Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Alfred Semank und Ottomar Starke, Berlin. — In Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Gustav Wall, i. Fa. Buchhandlung und Zeitungsbüro Morawa & Co., Wien I. — Für die Anzeigen: Maria Reiners, Berlin-Dahlem. — DA. II./34.: 8700. — Sendungen mit beigefügtem Rückporto an die Redaktion des Querschnitts, Berlin NW 87, Flensburger Str. 21. — Nachdruck und Übersetzungen verboten. — Druck: R. Boll G. m. b. H., Berlin NW 7, Schiffbauerdamm 19. — Der Querschnitt erscheint Ende des Monats und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen, ferner durch jede Postanstalt laut Postzeitungsliste oder direkt vom Verlag. Bezugsbedingungen siehe letzte Seite.

Neuerscheinung!

KIERKEGAARD

DER EINZELNE UND DIE KIRCHE

Herausgegeben und übersetzt von Dr. Wilhelm Kütemeyer

Geh. RM. 3,90, geb. RM. 5,20

Dr. Wilhelm Kütemeyer sagt zu diesem Werk:

Wie Kierkegaard sich in den hier wiedergegebenen Stellen seiner Journale hin- und herwirft in seiner Haltung Luther gegenüber, so wird der Leser hin- und hergeworfen: aus der flachen Qual der Zeit und ihren verschiedenartigen Vorwürfen, vom politischen Gleichtrieb bis zur privaten Zerstreuung herausgehoben in die dauernde Tiefe menschlicher Fragwürdigkeit; und von dort hinabgestoßen in die Gewißheit, daß die heutige Zeit als Sitz der Christenheit besonders in Europa, und für einen deutschen Leser dem Gesetz der Innerlichkeit (nach dem man immer anfängt bei sich selbst) entsprechend besonders in Deutschland, eine entschlossene Gegnerschaft verdient. Die sich betätigen muß, selbst wenn die Zeit drohte aufzuhören oder gar auf-zuhören.

Die Kirchenfrage wird hier angefaßt in einer Art, die sich geschieden weiß von aller öffentlichen Diskussion, der Deutschen Christen, der Orthodoxie, der Jungreformatoren, der dialektischen Theologie; aber auch von den Stillen im Lande, welche klug sich allen Kollisionen zu entziehen wissen. So läßt sie sich auch nicht ein auf eine Trennung von Kirche und Politik, eine Trennung, welche darauf zielt, die Kirche in wesentlicher Abhängigkeit zu halten von der Politik.

Das Buch wendet sich nicht an die Menge; es wendet sich gegen sie, besonders die der Gebildeten. An jenen Einzelnen, da und dort, und das Einverständnis aller Einzelnen, an jeden Einzelnen; der kein Arbeiter zu sein braucht, oder ein — — — Armer, der dies aber in einem tieferen Sinne immer ist und sein wird.

KURT WOLFF VERLAG / DER NEUE GEIST VERLAG / BERLIN

FRIEDRICH KORN / ANTIQUAR

Berlin-Wilmersdorf, Emser Straße 3, Gartenhaus 1 Treppe

Telefon: H 6 Emser Platz 5905

Preiswerte schöne Bücher aus meinem Lager

- Die Ammen-Uhr:** Aus des Knaben Wunderhorn. In Holzschnitten nach Zeichnungen von Dresdener Künstlern. München, Hyperion, o. J. Brosch., in Schutzkarton. —.50
Faksimile, eines der schönsten deutschen Volksliederbücher, mit Holzschnitten von Ludwig Richter u. a.
- Fontane, Th.:** Balladen. Berl., Hertz, 1861. Schöner Hfzbd. Or.-Umschlag eingebunden. 28.—
Erste, mit den Umschlägen besonders seltene Ausgabe. Fleckenlos. Exemplar.
- **Quitt.** Berlin 1891. Vergold. Or.-Leinwandband. Erste Ausgabe. 9.—
- **Unwiederbringlich.** Berlin 1892. Vergold. Or.-Lwdbd. Erste Ausgabe. 9.—
- **Effi Briest.** Berlin 1896. Blauer Or.-Leinenband. Seltene erste Ausgabe 22.—
- Frobenius, Leo:** Der Kopf als Schicksal. München, 1924. Gr.-8°. Mit 13 Bildtafeln. Or.-Leinenband, vergoldet, Kopffarbschnitt. 8.—
- Goethe:** Die Briefgedichte des jungen Goethe. Leipzig, Rowohlt, 1910. 8°. Or.-Halblederband. 3.—
3. Buch der *Drugulindrucke*. Eine typographische Meisterleistung der Vorkriegszeit.
- Heinse, W.:** Begebenheiten des Enkolp Aus dem Satyricon des Petron übersetzt. 2 Bde. in 1. M. Titelpupf. und 2 gestoch. Titelvign. Rom (Schwabach) 1773. Hpgtbd. d. Z. m. Schild. Seltene erste Ausgabe. Fleckenloses Exemplar. 42.—
- Jean Paul:** Dr. Katzenbergers Badereise. Mit 10 farbigen Bildern von Paul Scheurich. 8°. Or.-Pappband. 1.50
Das populärste und heiterste Werk des Dichters hat in den leichten farbigen Bildern Scheurichs seinen kongenialen Illustrator gefunden.
- Klinger, F. M.:** Dramat. Jugendwerke. Hrsg. v. H. Berendt u. K. Wolff. 3 Bde. Lpz., Wolff, 1913—14. Prachtvolle marmor. Or.-Ldrbde. m. reicher Deckel- und Rückenvergoldung. Eines der ersten 50 Exemplare auf Bütteln. 38.—
- Lenz, J. M. R.:** Gesammelte Schriften. Hrsg. v. L. Tieck. 3 Bde. Berlin 1828. Braun marmor. Pbde. mit grünen Schildern und Vergold. Grünschnitt. 42.—
Sehr schönes Exemplar der ersten Gesamtausgabe. — Bedeutsam die 139 SS. lange Vorrede Tiecks.
- Die Liebesbriefe der Babet.** München, Hyperion, 1922. 12°. Bunter Or.-Pappband. —.50
Ein entzückendes Dokument des französischen Rokoko: Die Briefe eines jungen Mädchens an ihren Liebhaber.
- Mereau, S.:** Gedichte. 2 Bde. in 1. Mit 2 Titelpupfern: Lütke und I. W. Meil fec. Berlin 1800—1802. Schöner braun marmorierter Pbd. m. rotem Schildchen i. Stil d. Zt. (Söchting). 25.—
Erste Ausgabe der Gedichte der früh verstorbenen ersten Frau von Clemens Brentano — Exemplar auf *Velin*, wie es sehr selten vorkommt.
- Novalis (Friedrich v. Hardenberg):** Schriften. Hrsg. v. Friedrich Schlegel und Ludwig Tieck. 2 Teile. Berlin 1802. Hübsche dunkle Pbde. d. Zt. mit zwei Schildchen. 80.—
Die sehr seltene erste Gesamtausgabe. — Wohlerhaltenes Exemplar.
- Tillier, Claude:** Mein Onkel Benjamin. Übers. v. O. Wolfskehl. Mit zahlreichen Schattenrissen, Porträts und Umschlag von Emil Preetorius. Or.-Leinenband. 1.50
Das köstliche, ebenso derbe wie zarte Werkchen hat in Preetorius einen idealen künstlerischen Deuter erhalten.

Katalog 1: Schöne Bücher aus der Sammlung eines bekannten Bibliophilen.

Katalog 2: Der bibliophile Teil der Archivbibliothek der Druckerei Drugulin (vergriffen).

Katalog 3: Neuerwerbungen (Deutsche Literatur, Berlinensien, Illustrierte Bücher, Kunst, Vorzugsdrucke).

Katalog 4: Bibliophiler Katalog der Archivbibliothek der Druckerei Drugulin (vergriffen)

Katalog 5: Neuerwerbungen. Bücher zu stark herabgesetzten Preisen.

Katalog 6: Neuerwerbung: Deutsche Literatur, illustr. Bücher, Vorzugsdrucke.

Interessenten bitte ich, meine Kataloge zu verlangen. Ich kaufe jederzeit ganze Bibliotheken und einzelne Werke von Wert aus meinen Spezialgebieten:

Bibliographie und Buchwesen | Deutsche Literatur in ersten Ausgaben | Deutsche und französische illustr. Bücher | Neuere Kunstgeschichte | Vorzugsdrucke bekannter Pressen.

Der Querschnitt erscheint monatlich einmal und ist durch jede Buchhandlung, durch jede deutsche Postanstalt, laut Postzeitungsliste, oder direkt vom Verlag zu beziehen. Preis des Heftes M 1,50. — In Österreich: S. 3,—; in der Schweiz: Fr 1,90. — Vierteljährlich (ab Januar 1934) M 4,— (S. 8,—) bei freier Versendung innerhalb Deutschlands und Österreichs. Zahlungen durch jede Buchhandlung oder direkt an das Postscheckkonto der Kurt Wolff Verlag A. G., Berlin 64650. — Ausländische Bezieher können den Gegenwert von M 4,— und die Portospesen mit Postanweisung an den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21, senden.

Sie können für sich oder einen Ihrer Freunde mit diesem Bestellzettel den Querschnitt abonnieren:

..... Hier abtrennen

An den Kurt Wolff Verlag, Berlin NW 87, Flensburger Straße 21

Ich nehme ein Vierteljahrsabonnement des Querschnitts für mich selbst, für

.....
auf und sende Ihnen den Betrag von RM 4,— durch die Buchhandlung

.....
durch Einzahlung auf Ihr Postscheckkonto Berlin 64650
durch Postanweisung direkt an Ihren Verlag.

Name:

Straße und Hausnummer:

Ort:

Land:

(Entsprechend ausfüllen und Nichtgewünschtes streichen.)

HERMANN CLAUDIUS

Mitglied der Dichterkademie über

URBAN ROEDL

MATTHIAS CLAUDIUS

ILLUSTRIERT

Ich habe hin und her in dem Buch gelesen und obgleich ich doch sozusagen in seinem Stoff zu Hause bin, habe ich hier und dort Artiges und Neues entdeckt und über dem ergriffenen Lesen schier vergessen, daß ich es doch kritisch betrachten wollte. Und hinter der stillen Gestalt des Boten wandelt es von lauter vorbeigleitenden Schatten — großen Schatten, |unter denen der Herr Geheime Rat von Goethe sehr deutlich erscheint . . . ein wenig Bildwerk aus der Zeit wäre mir sehr lieb gewesen . . .

So schrieb uns Hermann Claudius am 24. I. und bereits 3 Wochen später erscheint eine

illustrierte Ausgabe mit 16 Tiefdruckbildern

415 Seiten. In blauem Perkallesinen gebunden und mit

Das ganze geistige Leben Deutschlands von der Anakreontik bis zu den Befreiungskriegen widerspiegelt sich in der Geschichte des Wandsbecker Boten, der in allem Wechsel der Zeiten unbeirrt ein Anwalt der Natur, des Volkes und des Glaubens blieb

**4.80
MARK**

aufgeklebtem weißen Rückenschildchen versehen!

KURT WOLFF VERLAG / BERLIN



Selbstbildnis

GUSTAV PAULI
Paula Modersohn-Becker

Dritte, berichtigte Auflage mit 59 Bildtafeln

Gesamtausgabe (1. bis 5. Band) in 5 Bänden mit 59 Bildtafeln

4 80
- RM